[Alexander Herzen]

Briefe

aus

Italien und Frankreich.

(1848—1849).

Briefe

aus

Italien und Frankreich

(1848 – 1849)

von

einem Russen,

Verfasser

des

„Vom andern Ufer."

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1850.

Druck von H. G. Voigt.

Vorwort.

Die nachstehenden Briefe sind von einem geistvollen Russischen Schriftsteller, welcher gleichzeitig mit ihnen sein neuestes, interessantes Werk: „**Vom anderen Ufer**“ veröffentlicht. Sie stehen mit demselben im innigsten geistigen und räumlichen Zusammenhang und bilden zugleich die Fortsetzung einer Reihe von früheren Briefen über Frankreich, welche folgeweise in einer Petersburger Revue erschienen.

Seit Anfang des Jahres 1848 konnte der Verfasser nichts mehr sagen, was die Russische Censur passirt hätte. Er verspürte auch keine Lust, seine Berichte zu verstümmeln oder absichtlich zu entstellen, um sie der Censur mundgerecht zu machen. Jene früheren Pariser Briefe aus der Zeit vom März bis October 1847 sind hier aus dem Grunde nicht

mitgetheilt, weil sie mit Berücksichtigung der Russischen Censur geschrieben waren und darum nur Anspielungen und Andeutungen enthalten. Ihr bester Theil ist eben jener, welcher zwischen den Zeilen steht. Schon der Umstand, daß sie unter Petersburger Censur gedruckt wurden, bezeichnet sie hinlänglich.

Was die vorliegenden Briefe betrifft, so haben sich seit dem ersten Schreiben von Rom die Zeiten sehr geändert. Der Verfasser würde sich sicher jetzt nicht in solchem Grade mehr für das stolze Wiedererwachen Italiens begeistern, nachdem er die tiefe Lethargie Frankreichs gesehen hat. Es scheint mir aber, daß diese bestimmt ausgesprochene Verschiedenheit im Tone und in der ganzen Beobachtungsweise nur noch ein Interesse mehr bietet. Man fühlt in jedem Briefe um so wärmer den Pulsschlag der Zeit, als der Verfasser mit Ausnahme kleiner Einzelheiten nichts verändert oder verbessert hat. Die Erlebnisse sind aufgefaßt, wie sie sich in einer reellen Natur widerspiegelten.

Genf, December 1849.

Der Herausgeber.

I.

Italienische Briefe.

I.

Italienische Briefe.

I.

Rom im December 1847.

Beim Herannahen des Herbstes wurde der Aufenthalt in Paris unerträglich schwer. Ich konnte mich in diese corrumpirten Umgebungen nicht finden. Ich fühlte, daß sich in mir die Resignation, die Kälte, die Theilnahmlosigkeit entwickelte, welche uns wegen verlorner Hoffnungen, wegen des Bruches mit der Wirklichkeit, wegen der Verachtung der Gegenwart beschleicht. Ich bemerkte, daß ich vertrocknete, und nur manch Mal fand ich die ganze Fülle der jugendlichen Kraft in meiner erbitterten Indignation wieder. — Tod in der Literatur, Tod im Theater, Tod in der Politik, Tod auf der Tribüne, diese wandelnde Leiche Guizot einer Seits und das kindliche Lallen der silberhaarigen Opposition anderer Seits, war fürchterlich. Auf seiner Oberfläche stellte Paris einen erloschenen Krater vor, dessen einst glühende Wände sich in

Schmutz und Sumpf verwandelt hatten. Frankreich wird vielleicht genesen, aber ich wollte nicht als Krankenwärter an seinem Lager sitzen, ich wollte es nicht in dem Paroxismus seines Wahnsinns, in den schmutzigen und cynischen Händen der Barbiere und Chirurgen sehen. —

Nach Italien, nach Italien! Ich wollte ausruhen, ich wollte nur Meer, warme Luft, üppige Vegetation und Menschen, nicht so abgenutzt, nicht so herausgegangen aus jedem Gefühl wie hier. — Ich entschied mich, Mitte October's abzureisen, und doch gestehe ich Ihnen, daß mir schlecht zu Muthe war, als ich mich von Paris trennen mußte, und daß mein ganzer Übermuth beim Abschied schwand. Paris ist ein Centrum; wer von ihm scheidet, verläßt die Mitwelt. Ich würde mich sogar gefreut haben, wenn mich irgend ein Zufall zurückgehalten hätte; aber die Achse brach nicht, kein Rad ging entzwei — und wir fuhren ab. Wenn es nun aber in Italien noch schlechter wäre? denn Orangen und blauer Himmel sind doch nicht genug, um leben zu können: so dachte ich, als wir auf der, aus den Steinen der Bastille gebauten Brücke von dem wunderbaren Panorama der beiden Seineufer Abschied nahmen. Die großartigen, von der Zeit geschwärzten Häuser und die neuen Paläste des Quai d'Orsay, die capriciöse und man-

nichfaltige, so lebendige und bewegliche Architektur der Pariser Gebäude, die finstern Mauern der Conciergerie und die großartige Masse der Kathedrale, die Tuilerien und der Louvre, endlich die alterthümliche Cité, die wie eine Barke in die Seine einschneidet, das Alles flog an meinen Augen vorüber, bewegte, veränderte sich, trat hinter die Häuser, kam hinter ihnen wieder zum Vorschein, wurde verwirrter und verschwand am Ende gänzlich. . . . . Auf der ersten Station fragte ich den Postillon, der unter Platzregen die nassen Pferde ausspannte, nach dem Namen des Ortes. Charenton, erwiederte er mürrisch. Ich erinnerte mich unserer hellen Zimmer in der Avenue Marigny, der Freunde, die jeden Abend kamen, um sich zusammen zu ärgern, und es schien mir so natürlich und gerecht, daß man mich dafür nach Charenton brachte, weil ich Paris verlassen hatte. Paris, Sie mögen sagen was Sie wollen, ist doch der einzige Ort des untergehenden Occidents, wo man bequem und gemächlich untergehen kann.

Lyon machte einen tiefen Eindruck auf mich. Ich konnte mich des Fortschritts der Befestigungskunst und des Geniewesens in Frankreich nicht genug freuen. Stellen Sie sich vor, daß man, Dank der vortrefflichen Einrichtung des Forts von 1832, diese große übervölkerte Stadt mit ihren zusammengedrängten

Straßen und Häusern, mit ihren 200,000 Einwohnern in einer halben Stunde vollständig zu Grunde richten kann. Die Stadt lehnt sich an zwei Berge an und wird durch zwei Flüsse getheilt. Auf allen Höhen verbergen sich kleine, unansehnliche Forts, sie vermehren und vergrößern sich, je näher man der wirklichen Festung kommt, welche am andern Ufer der Saone die alte römische Stadt krönt und die Hälfte der neuen beherrscht. Bemerken Sie, daß die Mauern der Festung den Kirchhof der Stadt einschließen. Die Todten werden hier gut aufbewahrt, diejenigen wenigstens, welche Zeit finden, vor dem ersten Commando „Feuer!“ hinzugelangen. Zwischen den kleinen Forts, den Batterien und der großen Festung ist ein artistisch-strategischer Zusammenhang, so, daß im Fall einer allgemeinen Kanonade alle bewohnbaren Theile der Stadt auf ein Mal mit Kugeln und Kartätschen beschossen werden können. Mitten in der Stadt sehen Sie hie und da auch Kanonen; man wird oft ganz unverhofft am Ende einer Querstraße zwei oder drei Mündungen unter einer dreifarbigen Fahne und der ironischen Aufschrift „liberté et ordre public!“ gewahr. Die Hauptfront der Festung ist gegen die croix rousse gerichtet, jenen Theil der Stadt, der sich den Berg heraufzieht, und das Quartier der arbeitenden Classen bildet.

Als ich von der Festungsmauer durch ein Fernrohr diese sechs und sieben Stock hohen Häuser, diese engen, von Volk wimmelnden Gassen betrachtete, und mir zwei, drei Salven von der Festung und der Spitze des Berges herab vorstellte, schwindelte mir der Kopf; ich glaubte ganze Steinhaufen zu sehen, die von Menschenblut warm waren und zwischen welche sich die Leichen von Kindern und Frauen gelagert hatten. Mit mir ging ein Lohndiener. „Dreizehn Jahre," sagte er, „sind verflossen seit der Insurrection, aber es durchdringt mich noch ein Schauder, wenn ich an die damaligen Ereignisse denke. Sehen Sie diese Terrasse, hierher jagten Soldaten und Nationalgardisten die aufrührerischen Arbeiter. Als sie voll war, eröffnete man plötzlich die Kanonade von dem andern Ufer der Saone. An einen Rückzug war nicht zu denken. Sie sehen den dahin führenden schmalen und steilen Weg, er war überall durch Bajonnette versperrt." Nun? fragte ich. „Nun," antwortete er, „da hat man auch mit ihnen geendigt." Ich sah zur alten römischen Mauer empor, die von den empfangenen Schüssen ganz pockennarbig war. — Schreckliches Ereigniß, großes Opfer in unserem civilisirten Zeitalter, gebracht von einem Ministerium, das aus Philanthropen und Liberalen, aus Rechtsgelehrten und Literaten bestand! Wie schwer mußte

es ihrem Herzen werden, diese blutigen Befehle zu geben! Aber es war ja nichts zu machen, man mußte die Bourgeoisie beruhigen, man mußte ihr ein Pfand geben, man mußte jeden Zweifel lösen, man mußte den Bund zwischen ihr und der neuen Regierung fester schließen! Die Unterdrückung der Insurrection in Lyon, so wie das Schlachten im Kloster St. Mery sprachen laut aus, in welcher Weise das Ministerium die Frage der Arbeit und des Lohnes, des Proletariats, des Hungers und anderer Unordnungen löste. Das waren die Septembertage des juste milieu, die auf der einen Seite alle Hoffnungen abschnitten, und auf der andern alle Schiffe verbrannten. — „Nach einer zweitägigen Kanonade,“ fuhr mein Führer fort, „wurde es stiller, da zog die Armee mit klingendem Spiele und wehenden Fahnen in die Stadt, den Herzog von Orleans und den Marschall Soult an der Spitze.“ Nun, fragte ich, hat man denn ihrem Einzug zu Ehren ein Fest veranstaltet? „Nein,“ bemerkte mein Führer mit der größten Gemüthlichkeit, „ich erinnere mich dessen nicht“ . . . .

Die Städte haben oft wie die Menschen ein tragisches Schicksal. Lyon, das unter dem Damoklesschwert der Festung schwebt, Lyon, das 1832 einen unglücklichen Versuch zum Aufstande machte, und dessen Straßen 1834 mit Leichen bedeckt waren, war

1793 Schauplatz einer furchtbaren Bestrafung. Lyon glänzte nie durch seine Aristokratie, aber es lebte dort von jeher ein reicher Handelsstand und eine mächtige Geistlichkeit. Dieser Umstand hatte einen großen Einfluß auf den Character der Einwohner. Auf der einen Seite wurden sie geldgierig, neidisch, auf der andern schwermüthig, verschlossen und innerlich leidenschaftlich, sie wurden zu Kaufleuten und Jesuiten. — Der Mittelstand in Lyon wie überall bewillkommnete freudig die Veränderungen von 1789, jede Erweiterung der Rechte war ein wirklicher Gewinn, nicht nur für die Fabrikanten und Kaufleute, sondern auch für die ganze Bourgeoisie. Unglücklicher Weise traf die Revolution in Lyon einen Kampf an, der noch nirgends so stark sich äußerte, den Kampf der Arbeiter gegen die Meister und Herren. Die Bourgeoisie, welche die neuen Rechte erlangte, wollte in keinem Punkte die Lage der Arbeiter verbessern. Als die Republik proklamirt und das Proletariat auch zu den politischen Rechten gekommen war, erhob die Lyoner Bourgeoisie, welche den ersten Maßregeln der National-Versammlung ihre volle Zustimmung gegeben hatte, die Fahne des Bürgerkrieges; sie that das in dem am meisten kritischen Momente für Frankreich. Der Feind war von drei Seiten kaum zwei Schritt weit entfernt. Die Stadt wurde von den Soldaten der

Republik genommen. Die Rache des Convents war schrecklich, man konnte sie nur mit Rücksicht auf die Gefahr, in welcher Frankreich schwebte, bemessen. Er dekretirte jene Donnerworte, daß die aufrührerische Stadt der Erde gleich zu machen und ihr Name selbst zu vertilgen sei. Der Ausschuß der öffentlichen Wohlfahrt schickte eins seiner Mitglieder, Couthon, hin, um den schrecklichen Spruch auszuführen. Der lahme und nervöse Couthon war weder der deutsche Kaiser, der Mailand schleifte, und dann die Erde selbst mit Salz und Asche bestreute, noch ein Ingenieur des doktrinären Zeitalters; er wollte das grausame Urtheil des Convents nicht buchstäblich vollziehen und wählte ein Mittel, das vollkommen mit den Gewohnheiten der Doktrinäre in Widerspruch steht. Anstatt die Hälfte der schrecklichen Maßregel zu verheimlichen und im Stillen die Feinde abzumartern und zu erwürgen, vergrößerte Couthon die bevorstehende Bestrafung der Stadt noch mehr in Worten, um alle Welt zum Entsetzen zu bringen. Couthon aber irrte sich in seiner Rechnung. Der wirkliche Feind der aufrührerischen Lyoneser waren weder der Convent noch die Pariser Jakobiner, des war das Lyoner Volk, die Arbeiter, die Generationen lang von der Bourgeoisie unterdrückt und ausgehungert waren und ihren fanatischen Repräsentanten in der schrecklichsten Weise

hinrichteten. Die Arbeiter hegten nicht nur einen in langen Leiden genährten Haß und Groll, sondern sie hatten auch jene unerbittliche Grausamkeit, welche die Ignoranz und langjähriges Elend in der menschlichen Seele entwickeln. Jeder von ihnen hatte seine persönlichen Rechnungen abzuschließen. Sie wünschten eine blutige und individuelle Rache, sie erwarteten sie, sie freuten sich im Voraus, daß sie kommen werde und waren deshalb dem Convent mit Leib und Seele zugethan. Auf einmal fanden sie sich getäuscht. Mit wüthendem Argwohn, mit den bittersten Vorwürfen wandten sich die Volks-Clubs an Couthon, sie forderten Blut und keine tragischen Vorstellungen, sie durchblickten die Absicht des Commissärs, sie waren jetzt ihrer Seits bereit, aufzustehen. Es war nichts zu machen, wollte man nicht die Hinrichtungen in's Unermeßliche ausdehnen. Couthon konnte das nicht ertragen, er beschwor Robespierre und das Comité, ihn sogleich abzurufen. Das Volk forderte seiner Seits energischere Vollstrecker des Willens des Convents. Für dies Mal befriedigte sie der Convent vollkommen. Er schickte Carrier und Fouché; Carrier, den Robespierre verabscheute und Fouché, den weder Napoleon noch die Restauration verabscheute. Alles, was sich unter Couthon zu retten versäumte, fiel jetzt unter den Schlägen der Guillotine. Ein Ueberrest

von Verurtheilten wurde massenweise nieder geschossen, Carrier und Fouché sahen aus einem Fenster auf diese Metzeleien herab. Was dachten sie wohl bei diesem Anblick? Wer kann es sagen? Das Volk war zufrieden, die Rache gelang, aber es sah nicht voraus, daß Blut nicht umsonst vergossen wird; es dachte damals nicht daran, daß auch für die Bourgeoisie ein Festtag kommen und daß sie sich nach 40 Jahren rächen werde. Und wie! . . . .

Von Avignon an trat ich in den Süden, ich fühlte und sah ihn jetzt. Für einen Menschen, der immer im hohen Norden lebte, ist das erste Begegnen der südlichen Natur voll festlicher Freude. Man wird jünger, man will singen und weinen, Alles ist so hell, so klar, so frisch und bunt. Von hier an fand ich Oliven-Wälder, der Himmel wird schon blauer und an warmen Tagen fühlte ich den Sirocco. Nicht weit von Avignon mußte ich über die Seealpen. Wir kamen in einer schönen Mondnacht auf den Estrelles; als wir herunter fuhren, zeigte sich die Sonne. Hinter dem Morgennebel schienen die schwachen Conturen der Bergketten hervor; die ersten Sonnenstrahlen beleuchteten ihre blend-weißen Schneespitzen. Rundum das vielfarbige Grün des Herbstes. Die Luft war ganz durchsichtig rein, begeisternd und er-

frischend, unsre Worte tönten hell hindurch, das Singen der Vögel wiederhallte in der Ferne. Mit jedem Schritte herabwärts änderte sich die Aussicht und plötzlich zeigte sich an einer kleinen Wendung ein silberglänzender bewegter Saum: das war das mittelländische Meer! Wie viel Leere, Langeweile, Verdruß und Flachheit wiegt ein solcher Morgen auf! Der Eintritt in Italien ist stets für den Reisenden ein schönes Ereigniß seines Lebens, eine leuchtende Linie in der Erinnerung.

Von Estrelles bis Nizza führt keine Landstraße, sondern eine Allee wie durch einen reichen Park, die Zäune sind mit Myrthen und Rosen bepflanzt, unsere Treibhausblumen wachsen in der freien Luft; Pomeranzen und Orangenbäume sind schwer von Früchten und duften üppig. Eins nur beleidigt das Auge und preßt unser slavisches Herz ein: das sind die hohen, mit zerschlagenem Glas bestreuten steinernen Mauern, sie umzäunen Gärten, Büsche und manchmal sogar die Felder, sie stellen eine sichtbare Verewigung des exclusiven Besitzes, eine freche Apotheose des Eigenthums-Rechts dar. Für den armen Fußgänger nur der staubige Weg und die unerfreuliche steinerne Wand, die ihn ewig daran erinnert, daß Andere auf jener Seite genießen und daß es für den armen Mann nicht einmal eine Fernsicht giebt. Sie

können sich nicht vorstellen, welchen düstern und ungraziösen Charakter diese Mauern dem Lande geben. Bäume stehen wie Arrestanten auf der andern Seite, die reizendsten Landschaften sind verunstaltet. Eine russische ländliche Commune mit ihren großen gemeinschaftlichen Ländereien findet man in Europa nicht, hier ist die ländliche Commune eine polizeiliche Einrichtung, sie hat keinen andern Sinn. Was gibt es in der Wirklichkeit für Gemeinschaft zwischen diesen abgetheilten Häusern, die sich gegeneinander abzäunen? Sie sind nur durch die allgemeinere Grenze miteinander verbunden. Was gibt es für eine Gemeinschaft zwischen dem besitzlosen hungrigen Arbeiter, welchem die Gemeinde manch Mal die Nachlese erlaubt, und zwischen dem reichen Hausbesitzer? Es lebe die ländliche russische Commune; ihre Zukunft ist groß!

Von Nizza ist nicht viel zu sagen. Alles Schöne liegt in seinen Umgebungen. Der Ort gleicht mehr einer französischen als italienischen Provinzialstadt. — Bei meiner Ankunft konnte ich, anderer französischer Zeitungen gar nicht zu gedenken, kein journal des débats finden. Die Jesuiten hielten das Organ von Guizot noch für zu liberal. Darüber wunderte ich mich nach Paris, nicht weniger, als über den Fluß, der durch Nizza fließen soll und sich von allen andern Flüssen dadurch unterscheidet, daß er gar kein Wasser

und bloß eine Brücke hat. Mit einem Worte, um in Nizza zu leben, muß man seinen Körper entweder durch übermäßige Enthaltsamkeit oder durch unermeßliche Völlerei ruinirt haben, so wie alle Engländer, die auf ihre eigenen Knie fallen, und alle Engländerinnen, die ein etwas verdorbenes Rückenmark haben und den Hauptbestandtheil der Bevölkerung Nizza's ausmachen. Oder man kann dort am Ende auch aus Verachtung gegen die ganze übrige Welt leben, wie der alte Sergeant, der vor einigen Wochen hier gestorben ist. Sergeant schmollte, unzufrieden mit der Mäßigung des Convents, Frankreich ein halbes Jahrhundert lang; der hartnäckige Terrorist verursachte den Jesuiten durch seinen Tod eine tiefe Trauer, sie wollten die Apoplexie und Schwäche des Sterbenden zu seiner Bekehrung benutzen, sie wollten ihn dazu bringen, sein früheres Leben offen zu verdammen. Eine solche Bekehrung wäre für die Jesuiten wirklich schön gewesen. Aber Sergeant hatte jetzt eben sowenig Furcht vor der Apoplexie und den Jesuiten, als früher vor der Guillotine und den Henkern, er sammelte alle seine Kräfte, hob sich etwas empor und erklärte den Umstehenden noch vor seinem Tode, daß sein Gewissen vollkommen rein sei und daß er dieselbe Rolle gespielt haben würde, wenn er unter denselben Umständen sein Leben wiederholen müßte. Und Sie

wissen, daß Sergeant eine der hervorragendsten Personen aus den Septembertagen war. —

In Nizza begegnete ich nur der südlichen Natur. Italien fand ich zuerst in Genua. Wir kamen dort an einem herrlichen Novembertage an. Welch' wunderbaren Anblick dieser von Marmorpaläste bedeckten Berg dem Ankommenden bietet! Mit welcher Freude würde ich Ihnen etwas mehr von diesen Häusern erzählt haben, hoch wie unsere Kirchen, von diesen schmalen Gassen, wimmelnd von dem Volk, das hier arbeitet, speist, lärmt, singt, schreit und lebhaft gestikulirt; aber das Alles ist schon tausendfach beschrieben. Die Ligurier gefallen mir, sie haben etwas Freies und Republikanisches in ihrem Wesen. Ich glaube, daß die Charakteristik, welche der orthodoxe Leo in seiner italienischen Geschichte von den Genuesern entworfen hat, nicht ganz wahr ist, oder vielleicht ist sie auch vom Standpunkte des Absolutismus und Orthodoxismus aus wahr, wenn freilich dieser Standpunkt auch falsch ist. Die Italiener sind übrigens allgemein sehr verläumdet. Die Menschen, welche der allgemeinen Europäischen Civilisation angehören, messen Alles mit der französischen oder englischen Elle oder mit dem absoluten Fuße der deutschen Philosophie. Daher rührt eine außerordentlich beschränkte Einseitigkeit, wenn man von Völkern

spricht, die sich anders entwickelt haben oder deren Entwickelung unter andern Umständen statt fand. Diese Menschen können die vor ihren Augen liegenden Thatsachen vor lauter Bildung nicht einfach beurtheilen. Man sagt z. B., daß die Italiener faul, betrügerisch, daß sie Sclaven und die größten politischen Ignoranten sind, ohne davon zu reden, daß man jedes Volk mehr oder weniger in derselben Weise beschuldigen kann. Außerdem kommt ihnen die Frage nie in den Sinn, daß z. B. die Engländer in Manchester und die Franzosen in Lyon gar nicht faul sind und doch kein Stück Brod haben, daß also auch gar kein Grund für sie vorhanden ist, fleißig zu sein. Drei Jahrhunderte arbeiteten das Papstthum, Frankreich und Oesterreich daran, alles politische Leben in Italien zu tödten. Das ermüdete Volk wurde wirklich gleichgültig gegen die Politik. Aber ist Frankreich, welches gar nicht gleichgültig dagegen war, denn wirklich frei? Statt des politischen haben die Italiener ihren demokratischen Sinn entwickelt, sie stellen, wie die Franzosen, keine Demokraten vor; die Demokratie herrscht dort in den Sitten. Was die kleinen Spitzbübereien betrifft, die der Reisende sich gefallen lassen muß, so bewegen sie sich beständig so sehr in der Sphäre einiger Bajochi und werden mit so viel Schalkhaftigkeit betrieben, daß sie Einen eher

zum Lachen als zum Aerger bringen. Und ich wundere mich wirklich über die Reisenden, die ihr Gold haufenweise wegwerfen und doch über solche Kleinigkeiten entrüstet sein können. —

Wir trafen Genua in Festlichkeiten und Pracht an. Carl Albert feierte gerade seine Reform und seine Versöhnung mit der Stadt. Genua lebte seit seiner Vereinigung mit Sardinien in einer düstern Entfremdung von Piemont; es demüthigte sich widerstrebend; seine Aristokraten hielten sich von Turin fern. — Die piemontesischen Beamten und Officiere waren Ausländer für die Ligurier. — Die Reform näherte die beiden Nachbarn einander etwas, die sich durch den Wiener Congreß gegen ihren beiderseitigen Willen angetraut waren. Die Verbesserungen und Rechte, welche die Reform Carl Alberts seinen Völkern gab, waren sehr bescheiden. Er bemühte sich, Dinge zu verbessern, deren schreiende Ungerechtigkeit Jedem klar war, er hob veraltete Einrichtungen auf, die durch den Lauf der Zeit und die öffentliche Meinung schon längst entkräftet waren. Ohnedem war die Reform unerläßlich und ihr Aufschub nach den Concessionen Pius IX. und des Großherzogs von Toskana unmöglich. Der enthusiastische Charakter der Italiener setzte seiner Freude keine Grenzen, das Volk jubelte vom Morgen bis zum Abend, und man muß

der Reform die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie, so arm sie war, den Beweis dafür lieferte, daß ein mächtiger Stoß den alten Staatsorganismus aus den Angeln schleuderte. Diese Reform war ein officielles Anerkenntniß des erwachenden Italiens, del risorgimento. Einmal von der Sandbank abgefahren, wird es den Regierungen schwer, den Lauf des Volkes wieder zu hemmen.

Es waren schöne Tage, voller Hoffnungen und Freude . . . Ich entfloh aus Frankreich und suchte Ruhe, Sonne und Kunstgenuß. Was mir entgegentrat, erwartete ich freilich nicht unter dem väterlichen Scepter des Excarbonaro. Sobald ich nur meinen Fuß auf den italienischen Boden stellte, empfing mich eine ganz andere Sphäre, eine Sphäre voller Leben und Energie. Ich genaß geistig und verdanke Italien die Erneuerung des Glaubens an meine eigenen Kräfte und an die Anderer. Viele längst gebleichte Hoffnungen standen in mir wieder auf, ich sah wieder beseelte Gesichter, feuchte Augen und hörte feurige Worte. Ich muß wirklich dem Schicksal dankbar sein, welches mich Italien in einem so festlichen Moment seines Lebens, in seinem großartigen Erwachen sehen ließ, welches mir Italien in der ganzen Schönheit zeigte, die allen seinen Erscheinungen, dem Palaste

und der Hütte, der reichgeputzten Frau und dem zerlumpten Bettler eigen ist. —

Und ist es denn schon lange her, seit Heine so richtig sagte, daß man in Briefen aus Italien von Allem sprechen kann, ausgenommen von Italien? Das ist so wahr, daß das schöne Talent von Dickens doch nicht die Leere seines italienischen Reiseberichts verdecken konnte. Neues ereignet sich gar nicht in Italien, und was sich früher ereignete, das ist schon erzählt und wieder erzählt von dem Genius Göthe's, vom feurigen Worte Byron's, von der edlen Indignation der Lady Morgan, von der bourgeoisen Flachheit Fulchirons, des Pair's von Frankreich. Man kann sich kaum einen erschöpfteren Gegenstand denken. Italien that seit mehr als 200 Jahren nichts. Man sollte denken, daß es absichtlich die Zeit gewährte, sich von allen Seiten und Standpuncten beschreiben zu lassen, es posirte als die große Courtisane unter den Völkern: „O du, welcher das Schicksal das unglückliche Geschenk der Schönheit verlieh!" *)

Ja, tempora mutantur. Die Zeit des schweren Schlafes geht vorüber, Italien erwacht. Müde von zwei großen Vergangenheiten, in seinem innern Zwiste

---

*) — — o tu cui féo la sorte
Dono infelice di bellezza. —

von zwei äußern Feinden überfallen, unterwarf es sich ihnen, da es in sich keine Kraft zum Widerstande mehr fühlte. Vielleicht würde es sich längst wieder emporgerafft haben, hätte es nicht im tiefen Herzen den zerfressenden Krebs des Papstthums getragen. Jetzt hat Italien seinen Familienhader vergessen, die Nebenbuhlerei verlernt und glaubt nicht mehr an das Papstthum. Es ist durch seine Leiden und Thränen zu einer Einheit verschmolzen, es fordert laut die Staatseinheit und freie Institutionen. Wir werden bald sehen, ob Italien sie erlangen wird . . . .

In Livorno sah ich die erste Civica, il populo armato, wie der Italiener sagt. Ich finde überhaupt wenig Geschmack an Soldaten und allerlei Mordinstrumenten, aber wenn einmal die Nothwendigkeit einer bewaffneten Macht vorhanden ist, so muß man zugeben, daß eine Bürgerwehr, die ihre gewöhnlichen Kleider statt einer lächerlichen Uniform trägt, die Augen am wenigsten beleidigt. Diese Menschen, welche bereit sind, ihre Häuser, Familien und Rechte zu vertheidigen, haben in ihrer Bewaffnung einen Sinn. Glücklicherweise hatte damals noch kein Mensch in der Toskanischen Bürgerwehr Uniform. Diese schneidet den Menschen gänzlich von der Gesellschaft ab. Für einen Soldaten existirt sein Regiment, sein Tagesbefehl, die militärische Ehre, aber nicht die

Ehre des Bürgers, nicht die Stadt, nicht die menschlichen Rechte. Er gehört mit uns nicht zu derselben Welt. Sein Gewerbe ist, auf Befehl zu tödten. Er ist durch seine Uniform Jedem bezeichnet und entgegengesetzt, der keine Uniform trägt. Der Bürgerwehr Uniform geben, ist entweder eine Abgeschmacktheit oder verbirgt den Wunsch, aus ihr irgend eine Art von Armee zu schaffen, die unter dem Befehl der Regierung steht, wie es z. B. in Frankreich der Fall ist. Als ich diese Menschen in ihren Bauernjacken, in runden Hüten, gestreiften Hosen und weißem Lederzeug als Schildwachen sah, konnte ich mich doch nicht enthalten, an die Leiden der Russischen und Preußischen Prinzen zu denken, wenn sie solche Wachen in ihren Residenzen vor Augen haben sollten. —

Ich kann nicht sagen, daß der erste Eindruck, den Rom auf mich machte, ein sehr günstiger gewesen. Man muß sich in Rom erst hineinleben, man muß sich an Rom gewöhnen, um alles Große in ihm zu entdecken. Im Äußern der Stadt liegt etwas Greisenhaftes, Abgelebtes, Verlassenes. Die düstern Paläste stehen einsam und öde, die kleineren Häuser sind unschön. Alles in ihnen ist schwarz und düster, wie nach einem Begräbniß. Es bildet den vollständigsten Contrast zu Petersburg und Berlin, wo Alles so neu und uneingewohnt ist. Und was den Reisenden noch

bestürzter macht, das ist die Abwesenheit der Größe und Majestät, die man von Kindheit an mit dem Worte Rom verbindet. Ich bitte, empören Sie sich nicht über meine Worte, ich spreche jetzt von dem ersten Eindruck der gegenwärtigen Roma, und nicht von dem der beiden vergangenen.

Die ewige Stadt hat einige Mal ihr Kleid gewechselt, die Spuren dieser Kleider blieben. Man kann nach ihnen beurtheilen, welches Leben sie in jenen Perioden führte. Rom ist der größte Friedhof der Welt, hier können Sie wie in einem anatomischen Theater das verflossene Leben und den Tod in allen seinen Phasen studiren, hier können Sie, wie es die Paläontologen machen, das Vergangene nach einer Colonne, nach einem Steine wiederherstellen. Das Erste, was einen Menschen, einen unbefangenen heißt es, in Erstaunen setzt, sind die Spuren eines ausschließlichen, abstoßenden Lebens, das mit seinen trüben Gebäuden an die Stelle des breiten offenen Lebens des antiken Rom's tritt. Durch lange Jahrhunderte mußte Rom sich hindurcharbeiten, ehe es zu dem Begriff des Schönen gelangen konnte. Die antiken Colonnen und Portale, welche in die Wände gezwängt sind, stehen als ewige Zeugnisse der frommen Geschmacklosigkeit dieser düstern Welt da. Aber das alte Rom fiel wie ein kräftiger Gladiator, sein kolossa-

les Gerippe flößt noch Ehrfurcht ein. Es kämpft auch bis jetzt stolz und siegreich gegen die Verwesung. Die Zeit selbst konnte seine Heldenknochen nicht zu Staub machen, und seine, in die Erde gesunkenen, halb zerfallenen, halb mit Gras und Epheu bewachsenen Ruinen sind edler und großartiger als die Dome von Bramante und Bernini. Wie mächtig war der Geist, der sich so auf diesen steinernen Rippen ausprägen konnte, daß seine halb erloschenen Spuren die zwei, drei nachher emporkommenden Rome beherrschen und unterdrücken. Ja, dieses gigantische Skelett des großen Helden bewahrte für immer die weltbeherrschende Majestät; Forum-Romanum und Coliseum sind unsere großen Laien-Reliquien. Neben den Knochen des Halbgotts, des Helden, oft auf ihnen starb ein anderes Leben, das mittelalterliche. Von seiner strengen Mumie weht Schwermuth. Hier bewahrte der Tod durch Fasten und Beten abkasteite Züge und etwas Möncharitiges und Krankhaftes. Rom hat kein einziges bedeutendes Denkmal aus dem Mittelalter; der Byzanteismus und Gothismus entsprach der Italienischen Natur nicht im Mindesten, am wenigsten der Römischen. — Sie ist nicht so weit südlich, um sich einem wollüstigen Ascetismus leidenschaftlich hinzugeben, und nicht so weit nordisch, um in einem phantastischen Mysticismus gemüthlich

hinzudämmern. Ueberhaupt ist das italienische Klima zu hell für die selbstquälerische Erschöpfung, es drängt den Italiener aus den gothischen Pfeilern heraus, er sehnt sich nach der ruhigen Kuppel, es zieht ihn nichts zu den gothischen Thürmen herauf, denn er hat es auch auf Erden gut. Selbst Mignon lud mit ihrem „Dahin, dahin!" nur nach Italien. Das mittelalterliche Leben war für Rom nicht, wie z. B. für Belgien, die Blüthezeit, vielmehr eine Krankheit, die Buße der alten Sünden, die Erschöpfung von der Ueberfülle des Lebens und der Leidenschaften. Wie nur Rom wieder seine Kräfte sammelte, stürzte es sich gleich in's weltliche Leben; der heidnische Sauerteig war niemals völlig in Italien verschwunden. Das restaurirte Rom machte ein colossales Debüt, indem es den Grundstein zur Peterskirche legte . . .

Aber früher, als der Papst Paul V. und Carl Maderni den von Bramante entworfenen Dom beendigten und verpfuschten, ging über ganz Italien der Hauch des Todes und der Verwesung. Dieser traurige Ruhm gebührt positiv Carl V., negativ Martin Luther. Die Reformation gab dem Römischen Leben in politischer, religiöser, finanzieller und moralischer Hinsicht einen schrecklichen Stoß. Die Reformation, die theilweise den Gedanken in Deutschland emancipirte, hemmte in Italien seine weitere Entwickelung.

Die Pfaffen flößten dem Gewissen mit der Ketzerei Furcht ein. Sie waren von der offenbaren Möglichkeit des Sturzes ihrer Kirche betäubt. Die Reformation brachte sie zu grausamer Härte und stellte sie in Schlachtordnung auf; sie schürte die Inquisition und rief die Erscheinung der Jesuiten hervor. — Alexander Borgia, dieser Tiber in der Tiara, kämpfte lange Zeit mit Savonarola, ehe er ihn niederschmetterte. Nach Luther wird ein solcher Kampf ganz unmöglich. Die Tortur, Ketten, Gefängniß und Scheiterhaufen waren die Antwort für jeden ausgesprochenen Zweifel, für jede abweichende Ansicht. Die Dominikaner zittern für die Existenz der Kirche und der Hierarchie. Die Päpste lassen sich wieder einen langen Bart wachsen und ziehen ihre Mönchskutte nicht aus. Die erschrockenen Laien fangen überall an zu fasten und alle äußern Gebräuche zu beobachten, der Katholicismus wird für Jahrhunderte gestärkt. Während dieser Zeit gab der Kampf Frankreichs mit Spanien auf italienischem Boden dem italienischen Volke den Gnadenstoß. Es hatte ein Jahrtausend den Bürgerkrieg ausgehalten, aber die wilden Räuber und Söldner-Horden der fremden Könige konnte es nicht aushalten. Die Städte wurden ihrer Mauern beraubt, die Saaten mehrere Jahre hintereinander vernichtet, die Heerden entführt; es gab nirgends

Sicherheit. Carl V. tödtete das frühere Leben Italiens, so wie er das Leben Spaniens mit seiner seelenlosen Centralisation aller Gewalten erstickte. Carl V. war der erste europäische Czar.

Mit dieser unglücklichen Regierung beginnt das stumme Verwalten, das Unterdrücken alles Localen, alles Selbstständigen und Individuellen. Das passive Gehorchen tritt an die Stelle der mittelalterlichen Treue, das Unterthanenthum an die Stelle des Ehrgefühls. In dieser grauen und stummen Epoche bildete sich das jetzt existirende Rom. Das breite Leben dieser Zeit floß nicht mehr an den Ufern der Tiber, es war in London, es war in Paris. Am Ende des 17. und im 18. Jahrhundert verlernte der Römer seine Architektur, klebte Haus an Haus an, klebte Häuser an Kirchen, entstellte die öffentlichen Plätze und das Alles im schlechtesten Renaissance-Styl. Die neuen Städte, voller Kraft und Thätigkeit, bauen sich immerwährend, der lebendige Geist, der in ihnen wohnt, fordert Veränderung, Erweiterung und Breite. Rom kannte bei seinen kargen Mitteln nicht die Vorzüge der neuen Städte mit ihrem geputzten Comfort, mit ihren breiten Straßen und umfangreichen öffentlichen Plätzen. Auf der Brust der ewigen Stadt lag ein Vampyr, der all' ihr Blut aussaugte; ihre Paläste wurden schwarz, ihre Straßen schmutzig, ihre

Bürger gewöhnten sich an Entbehrungen und so blieb Rom bis jetzt in der Erwartung eines neuen Lebens, welches nun endlich erscheint. Zu alledem dürfen Sie nicht vergessen, daß Rom außerordentlich arm ist. Seine Einkünfte waren künstlich. Die Reformation schnitt ihm England und den größten Theil Deutschlands ab, die Civilisation alles Uebrige. Alles verminderte sich mit Ausnahme der Ausgaben. Die Unzahl der bettelnden Brüder lebte wie bisher von Almosen und die ungeheuren Reichthümer der Klöster und geistlichen Corporationen dienten wie früher zur Unterstützung des schwachen Körpers der armen Menschen, die der Welt entsagt hatten. Rom wurde ärmer und ärmer, und wie ein wahrer Italiener sitzt es jetzt in zerfetzten Kleidern und gleicht doch einem König, denkt übrigens auch gar nicht daran, wie es aus dieser Lage herauskommen will. Diese Stadt ist wie alle gekrönten Häupter nicht an die Sorge für die materiellen Bedürfnisse gewöhnt. — Rom glaubt bis jetzt, daß es die erste Stadt der Welt ist, daß der europäische Handel nach seinen Märkten strebt, daß es das moralische Centrum der katholischen Christenheit ist, und daß die andern Völker nichts anderes wollen, als ihm das schicken, was es braucht, von den Wachslichtern und dem Weihrauch an, bis zu den kostbarsten Edelsteinen und Goldklumpen . . .

Je mehr man in Rom lebt, desto mehr verschwindet seine kleinliche unbequeme Seite und desto mehr heftet sich die Aufmerksamkeit auf Gegenstände von unendlicher Schönheit, deren Einfluß den Beobachter sehr lange begleitet. Die schmutzigen Eingänge, der Mangel jeder Bequemlichkeit, die schlecht eingerichteten Quartiere, die armen Kaufläden, die schmalen Straßen treten immer mehr in den Hintergrund, und die andern Seiten des römischen Lebens treten, wie die Pyramiden oder Berge, aus dem Nebel hervor. Wenn man sie einmal sieht, wird der schlechte Weg und das sumpfige Gras vergessen. So steht die campagna di Roma auf dem ersten Plan. Von Anfang überrascht sie durch ihre wenig bebaueten Felder und spärlichen Bäume. Alles scheint düster und arm, so daß es manches Mal aussieht, als ob man solche Orte auch an den Ufern der Spree und Istra finden könnte. Aber allmählig macht der Besucher eine nähere Bekanntschaft mit dieser ewigen Wüste, mit diesem verwilderten Rahmen Roms. — Ihre Stille, ihre opalfarbige Weite, ihre blauen Berge am Horizont treten der Seele immer näher und werden immer bekannter . . . . irgendwo bewegt sich langsam ein Maulthier, mit seinen Glöckchen klingend, ein schwarzhaariger Hirt mit einer Schürze aus Lammfell sitzt da, und sieht, sein Haupt

auf die Hand stützend, in's Weite .... eine Frau in bunter Tracht, mit dem weißen gefalteten Tuch auf dem Kopfe, trägt einen Obstkorb, sie hält inne, um auszuruhen, und sieht auch in die Weite hinein und ihre schwarzen Augen drücken etwas so Schwermüthiges aus, einen Gram, den sie vielleicht selbst nicht versteht, und es scheint, daß ein und derselbe Gedanke, mächtig und schwer, sich über die unendlichen Felder, die Berge, den Hirten und die Bauersfrau ausbreitet. In der Ferne ziehen sich die unendlichen Wasserleitungen hin; diese Wüste ist unzertrennlich von den Ruinen Rom's. Die Campagna blühte mit dem heidnischen Rom und welkte mit ihm ... Ewig düster, ewig traurig hat sie nur einen feierlichen Moment, den Sonnenuntergang. Wer nicht in Italien war, weiß überhaupt nicht, was Farbe ist, ihm scheinen die Farben der südlichen Landschaften zu unnatürlich und grell. —

Nach der Campagna kommen die Ruinen. Wer die römische Geschichte nicht verstanden hat, der komme hieher und spaziere einige Tage und einige Mondnächte in der alten Stadt, im Coliseum und in den Thermen herum. Welch' kräftige Phantasie, welche Kühnheit in der Anlage und welche Hartnäckigkeit in der Ausführung! Ich saß ein Mal spät Nachts auf einem halb zerfallenen Bogen der Bäder

des Caracalla. Man glaubt auf einem hohen ausgehöhlten Berge zu sitzen. Welche Größe der Gemächer! Ja, dieses Volk verstand Großes zu schaffen; die ganze Welt plündernd, wollte es ihre Schätze nicht in der Erde verbergen. Nein, es wandte sie dazu an, um die großartigste Arena für seinen majestätischen Schwung zu bahnen, einen Platz einzuräumen, der seiner würdig war. Und dann weiß man nicht, was man mehr bewundern soll, die colossale Größe oder die vollendete Schönheit des Maaßes, die Einfachheit der Formen. Ja, dachte ich dort sitzend, die Römer haben wirklich im vollsten Sinne des Worts gelebt! . . Jetzt flatterten hier Eulen und Fledermäuse, die ich deutlich an den vom Monde beschienenen Mauern sah, und von Weitem hörte ich das einsame Bellen eines Hundes an der Tiber. Byron hörte solch' einem Bellen aus dem Colisеum zu. —

Aber nichts mehr von den Alterthümern und nichts mehr von der dritten großen Seite des römischen Lebens, von den Kunstschätzen. Ich werde Ihnen nichts davon erzählen. Das sind Gegenstände, die man nicht mit einigen Worten abmacht und wer Statuen und Bilder lesen will, wird Quellen genug finden. Ich will nur Eins sagen. Wenn ein quälender Zweifel gegen das Leben an Ihrem Herzen nagen wird, wenn Sie mehr und mehr zu der Überzeugung

gelangen werden, daß die Menschen zu nichts fähig sind, wenn Ihnen das Leben widerwärtig und beschämend wird, dann rathe ich Ihnen, hieher zu kommen, Alles zu vergessen, und dem Vatikan Ihre Zeit zu widmen. Ruhe wird in Ihre Seele einziehen und Sie werden wieder an's Leben glauben, so wie es allen menschlichen Generationen ging, die schon seit vielen Jahrhunderten von allen Enden der Welt zum Vatikan und Kapitol zogen, um sich dort am Schönen zu läutern, und so wie es allen künftigen Generationen gehen wird, so lange die Zeit diese großen Pfänder der menschlichen Macht noch schont. —

Wenden wir uns jetzt zu dem heutigen Rom und zu seinem risorgimento! — Davon aber im nächsten Briefe. —

II.

Rom, den 4. Februar 1848.

Pius IX. habe ich einige Mal gesehen. Ich war sehr neugierig, im Gesichte dieses Menschen, der an die Spitze nicht nur der Italienischen, sondern auch der Europäischen Bewegung gestellt ist, einen Gedanken, einen Ausdruck, mit einem Worte Etwas zu lesen. Ich habe nichts darin gelesen, als eine gutmüthige Apathie und eine leidenschaftlose Ruhe. Beinahe alle seine Portraits und Büsten sind ähnlich, man muß ihnen nur einen weißen zarten Teint, eine katholische Wohlbeleibtheit und eine klerikale Carnation hinzufügen, endlich noch kleine Augen mit dem Ausdruck — freilich ist es schwer zu sagen mit welchem Ausdruck — vielleicht mit dem Ausdruck einer behaglichen Sattheit. Ich bin überzeugt, daß Pius IX. ebensowenig der Verfolgungssucht als der Grausamkeit fähig ist, aber ich glaube doch, daß er Vieles

hingehen lassen kann und bin noch mehr überzeugt, daß, welche Ereignisse auch kommen mögen, sie seine Verdauung nicht beeinträchtigen würden. Er wird sich einige stille Sorgen machen und dann beruhigen.

Das erste Mal sah ich ihn einfach in der Messe der Capelle des Quirinals. Er war von allen in Rom anwesenden Cardinälen umringt. Was für unheilverkündende Gesichter! Ja, das sind die Leute der Inquisition und der Autodafe's! Nichts Menschliches ist diesen Greisen zugänglich; in ihrem, in Heuchelei und Kabalen verbrachten Leben haben sie nur den Haß gegen alles Freie, Herrschsucht ohne Maaßen, Rache ohne Grenzen gelernt: das Alles war in jedem Zuge, in jeder Bewegung dieser familienlosen Priester zu lesen. Jeder näherte sich der Reihe nach dem Papste, kniete vor ihm nieder und wartete, bis er ihm die Hand aufs Haupt legte. Unter ihnen befand sich auch Lambruschini, der mit dem Äußern eines Schakals, dem man ein Stück Fleisch entreißt, vor seinem Feinde kniete. —

Zum zweiten Mal sah ich den heiligen Vater im vollen Glanze des Pontifikat's in der Kirche der heiligen Maria maggiore. Da spazierte er in der sedia gestatoria und das war viel lächerlicher als im Quirinal. Vier große Burschen in einer ganz merkwürdigen Tracht trugen den Papst in seinem Sessel.

Andere schwenkten buntgefärbte Fächer über ihm. Dies indische Aussehen kleidete Pio nono gar nicht. Die Hitze der brennenden Kerzen und der Menschenmasse war ganz unerträglich, man schaukelte den Papst so in seinem Sessel, daß er blaß von der Seekrankheit, ohne die Augen zu öffnen, seinen Segen nach rechts und links hin austheilte. Zu beiden Seiten des Weges standen Soldaten, die rothe Guardia nobile, die bunten Soizzeri in mittelalterlicher Tracht. Als das Gefolge sich näherte, kommandirten die Officiere „Ginocchio!“ und die Soldaten ließen sich nach Commando auf die Knie nieder. Ich kann mich nicht an die kriegerische Umgebung von Gegenständen gewöhnen, die ihrer Natur nach ganz friedlich sind. Alle diese Gewehre, Bayonnette, Säbel, Degen, Piken und Helme beleidigten beinahe noch mehr als das Singen der Castraten und der Anblick der trockenen, gelben und giftäugigen Jesuiten, der wohlgenährten Monsignori nnd der fetten Kanoniker, die mit einer widerwärtigen Familiarität von einem Fuß auf den andern durch die Kirche wackeln. Es ist doch wunderbar, daß der Katholicismus, der so prachtvolle Tempel zu bauen wußte, der sie mit solchen Fresken, Bildern und Statuen schmückte, sein Rituale nicht feierlicher und poetischer eingerichtet hat. Freilich ist die Zeit aller Ritualen vorbei, selbst die Römer sehen

mehr mit Neugier als mit Ehrerbietung auf alle diese parochialen Festlichkeiten, die wenigstens die Schönheit der Opern-Processionen haben sollten. Ich muß in dieser Hinsicht gestehen, daß das Rituale der orientalischen Kirche viel schöner, ernster und dem religiösen Geiste näher ist. —

Endlich sah ich den Papst zum dritten Male in einer mehr tragischen als komischen Rolle. Um Ihnen das aber klar zu machen, muß ich Ihnen erzählen, was hier am Neujahrstage vorging. Am Abend des 31. Decembers fiel ein Platzregen, starke Donnerschläge und unaufhörliche Blitze erinnerten uns deutlich daran, daß dies nicht das russische Neujahr war, und doch füllte sich die piazza del popolo mit Volksmassen, und die Fackeln zündeten sich hier und dort knatternd und rauchend an. Ich sah vom Fenster aus diese Vorbereitungen. Um 11 Uhr stellte sich das Volk in eine regelmäßige Colonne und „scuoti a polvere!" singend bewegte sie sich über den Corso zum Quirinal. Angelo Brunetti, der sogenannte Ciceruacchio, führte das römische Volk zum heiligen Vater, um ihn zum neuen Jahre zu beglückwünschen, und bei dieser Gelegenheit daran zu erinnern, daß die Römer in diesem Jahre die Erfüllung der Wünsche erwarteten, deren Hoffnungen er selbst erregt und deren Maaß er durch die consulta noch nicht befrie-

digt habe. Savelli, der Präfekt von Rom, machte den Papst glauben, daß ein aufrührerischer Volkshaufen ihn in monte cavallo besuchen, und dort alle möglichen ungebührlichen Zugeständnisse von ihm erpressen wolle. Der Papst, welcher den Ciceruacchio sehr gut kannte, glaubte doch dem Savelli. Er ließ die Bürgerwehr versammeln und ein Carabinier-Regiment sich bereit halten. Während dieser Zeit kam die Colonne unter dem Rufe: „viva Pio nono e viva sempre!“ heiter zum Palaste des monte cavallo. Es war dem Papste nur noch einmal in seinem Leben vergönnt, diesen enthusiastischen Ruf zu hören. — Die Römer baten ihn, sich auf dem Altan zu zeigen. Der Papst erschien nicht und ließ dem Volke sagen, daß es nach Hause gehen möge. Das Verhältniß, das sich zwischen den Römern und dem Pio nono entwickelt, hatte sie verwöhnt. Sie weinten und freuten sich ein paar Mal zusammen, sie schworen sich von Mund zu Mund wechselseitige Liebe, die Weigerung des Papstes, sich zu zeigen, setzte Alle in Erstaunen. Diese Menschen, naß bis auf die Haut, erwarteten eine solche Aufnahme nicht, sie forderten noch lauter und befehlender, daß der Papst erscheinen solle. Statt dessen erschien der Präfekt, der dem Volke sagte, daß er, wenn es nicht gleich auseinander gehen würde, den Platz mit Soldaten räumen

lassen werde. Zur Bekräftigung seiner Worte sah man wirklich ein Regiment Carabinier's unter dem Gewehre stehen.

Hätte Gregor XVI. den Corso entlang zur Carnevals-Zeit eine Kanonenkugel geschossen, so hätte das die Römer nicht so befremdet und so tief beleidigt als die grobe Antwort von Pio nono. Ihr Takt ist in solchen Fällen bewunderungswürdig. Alles änderte sich plötzlich, keine Fackel brannte mehr, kein Ruf ertönte. Man zog die Fahnen ein und ging finster nach Hause.

Am andern Tage sah man keinen Menschen auf der Straße; Rom feierte heute das Neujahr nicht, Rom war beleidigt und wollte das zeigen. Selbst die Bürgerwehr murrte laut, zwei Senatoren gingen zum Papste, um ihm den Verdruß des Volkes zu erzählen. Pius IX. vergoß Thränen und sagte dem Fürsten Corsini, daß böse Menschen ihn irregeführt hätten, daß er aber, um die Römer zu versöhnen, sich am folgenden Tage selbst zu den Wachthäusern der Bürgerwehr begeben, und ihnen seinen Neujahrssegen ertheilen werde. Der ganze Corso war gegen Mittag des 2. Januar vom Volke bedeckt. Seine Führer warteten jetzt an der Ecke des Corso und der Via condotti auf den Papst, der unmöglich einen dieser Wege vermeiden konnte. Die vier Volks-Co-

lonnen waren mindestens 30,000 Mann stark, und doch verhielt man sich so ruhig, so ernst, daß man weder Geschrei noch Lachen hörte und nicht drängte, obgleich keine Polizei zu sehen war. Die Civica kam ohne Gewehr und mischte sich unter die Volksreihen. Nur von Zeit zu Zeit erhob sich ein Ruf, der sich immer mehr und mehr ausbreitete, wie ein Wellenring, und endlich die vier Straßen umfing. Die Rufe waren dies Mal bezeichnender und ausdrucksvoller als früher: A basso i Gesuiti, viva la stampa libera, i fratelli Bandiera, und dann viva Pio nono, ma solo, solissimo! Um zwei Uhr hieß es plötzlich: „Er kommt, er kommt!“ Der Papst fuhr Schritt vor Schritt, von vier Dragonern und einem Wagen begleitet, in dem ein paar Minister saßen. Er war sehr aufgeregt und blaß. Ciceruacchio hob eine Fahne an das Wagenfenster des Papstes. Auf dieser Fahne stand der sanfte Vorwurf: „S. P. Giustizia al popolo che è con voi!“ und zwanzigtausend Menschen begleiteten den Papst unter Jubel und Beifall. Der Friede war für den ersten Augenblick hergestellt und freilich ist es nicht die Schuld des Volkes, wenn es jetzt dem Papste noch ferner als beim Anfang des Jahres steht. Pius IX. ist, wie alle schwachen Menschen, hartnäckig; er thut, was man von ihm verlangt, aber später. So hat er den ganzen Effect des

2. Januar zu nichte gemacht, aber dieser Tag war abschreckend feierlich für ihn . . . . . Es ist eine Freude, sich auf dem Meere zu schaukeln, allein man fühlt, daß man leicht ertrinken kann. Der Wagen des Papstes bewegte sich kaum. Die Dragoner waren ganz zusammengepreßt, die Menschen hielten sich an den Strängen der Pferde, der Kutscher und die Diener hatten nichts dagegen, konnten übrigens auch nichts machen. Ciceruacchio setzte sich mit seiner Fahne auf das Imperial des andern Wagens. Die armselige Gestalt eines Cardinals sah erschrocken unter den Füßen des Volksmannes hervor. Es wurde 6 Uhr, bis man zum Platze des monte cavallo kam. An allen Querstraßen, auf allen Plätzen warteten neue Volkshaufen, die den Papst unter den Rufen: „A basso le Maschere, abasso i Gesuiti, viva Ganganelli! empfingen. Als die Procession den Rossen des Phidias schon nahe war, wandte sich ein Dragoner zu Ciceruacchio und sagte ihm etwas, Ciceruacchio wechselte ängstlich einige Worte mit dem Diener des Papstes, befahl nach allen Seiten hin Stillschweigen, und in einigen wenigen Sekunden verstummte diese gewaltige Menschenmasse. Der Papst hielt es nicht aus, seine segnende Hand fiel, sein Kopf senkte sich in ein Kissen, er war ohnmächtig. Diese plötzlich eintretende Stille vergrößerte die Feierlichkeit des Schau-

spiels noch mehr. Ohne einen einzigen Laut begleitete die Volksmasse den Papst bis an die Pforten seines Palastes, man führte ihn unter beiden Armen die Treppe herauf; kein Mensch verlangte sein Erscheinen auf dem Balkon. A casa, a casa riefen die vorderen Reihen und ruhig zerrann dieser Volksstrom. Nach einer halben Stunde war Alles ruhig. —

Noch einmal, die Volksbewegungen tragen in Rom den eigenthümlichen Character einer majestätischen Ordnung, einer ernsten, erhabenen Poesie, wie ihre Ruinen, wie ihre Campagna. Die Gesichter, die Gestalten dieser Menschen bewahrten ihre antiken Formen, die Formen des Adels und der Majestät, der Katholicismus fügte ihnen mit der Sclaverei und dem Elend einen Zug der Schwermuth hinzu, der in Vereinigung mit der Racen-Schönheit noch mehr imponirt. Diese Menschen sind immer ernst, sie sind einmal im Jahre, beim Carneval, heiter und ausgelassen. Sie ertrugen ihre Lage Jahrhunderte lang und sagten am Ende ruhig, aber entschieden: „Es ist genug!“

Der Papst war erschüttert, weinte, wurde krank und that nichts. Er wußte diesen Tag nicht zu benutzen und verlor die Liebe des Volkes. Alle waren gespannt darauf, was man andern Tage machen würde. Es kam nichts, sogar Savelli blieb an seinem

Platze. Das Volk war noch einmal beleidigt und machte von diesem Tage an keinen Frieden. Vergebliche und unnütze Polizei-Maßregeln brachten mehr Bitterkeit in den Zwiespalt, als wirkliche Zwangsbefehle hätten hineinbringen können.

Die Römer waren gewöhnt, jeden Morgen die „Pallade“ zu lesen, die überall an den Mauern angeschlagen war. Sie können sich vorstellen, wie theuer eine gewisse Artvon Preßfreiheit einem Volke sein mußte, welches einige Jahrhunderte lang unter dem Joch einer barbarisch-pfäffischen Censur geschmachtet hatte. Der Papst verbot, die Pallade auf den Straßen zu verkaufen und an die Mauern anzuschlagen. Die Redaktion veröffentlichte durch Affichen, die an allen Straßenecken zu lesen waren, dies Verbot und bemerkte dazu, daß die Pallade von nun an in allen Cafe's und, da man sie an Straßen nicht anzuheften erlaube, überall auf Tischen verkauft werden solle. Der Präfekt wagte nicht es zu hindern uud der römische Charivari konnte ihm nicht genug in's Gesicht lachen.

In den letzten Tagen des Decembers hatten die Römer eine Demonstration gemacht, um dem schweizerischen Gesandten zur Vernichtung des Sonderbundes zu gratuliren. Alle Welt hatte das schon vergessen. Plötzlich wurde verkündigt, es sei der Wille des

heiligen Vaters, daß diejenigen, welche sich bei dieser antikatholischen Demonstration betheiligt hätten, 3 Tage fasten sollten. Vertrauensvoll überlasse er den Römern selbst und dem Gewissen der Betheiligten die Vollziehung dieses nützlichen und klugen Gebots. Ganz Rom lachte von einem Ende zum andern, als es in der officiellen Zeitung die Polissonnerie des Stellvertreters des heiligen Petrus las. Im Grund war Rom aber sehr weit vom Lachen entfernt. Eine verhängnißvolle Stille und eine drückende Schwüle wie vor einem Gewitter begann nach der ersten Hälfte des Januar. Man zweifelte am heiligen Vater, das Mißtrauen gegen ihn arbeitete in allen Classen der Gesellschaft, er selbst war mürrisch und ließ dem Aufkommen dieser Gedanken Zeit. Sein Benehmen war wirklich unbegreiflich. Jeder Tag brachte eine erschütternde Kunde, bald aus Mailand, bald aus Pavia, wo schon das Blut der unbewaffneten Bürger auf den Straßen floß; bald aus Neapel, welches ungeachtet, daß es schon lange an die Knechtschaft gewöhnt war, dennoch die groben Bedrückungen seines Bourbonen nicht mehr ertragen wollte. Man hoffte auf Carl Albert und hoffte wieder nicht. Frankreich fürchtete man beinahe eben so sehr als Oesterreich. Das Alles beunruhigte die Geister und hielt die Aufregung wach. Auf den Straßen bildeten sich Ver-

sammlungen, neben dem Café delle belle arti und an andern Orten, wo die Radikalen sich zu treffen pflegten. Der Character dieser Versammlungen wurde von Tage zu Tage erbitterter und ernster. Die Augen Aller wandten sich auf den Mann der Epoche, auf Pius IX.; und Pius IX. hält sich ruhig, als ob er gar nicht existire . . . . . .

So verfloß der vorige Monat, scheinbar ruhig auf der Oberfläche, aber aufgeregt in der Tiefe, bei dem widerwärtigsten Regenwetter, was an sich schon in Italien ein öffentliches Unglück ist. Da erhielt man nach allerlei dumpfen und unbestimmten Gerüchten zuverlässige Nachricht, nicht nur von dem Aufstande in Palermo, sondern auch von dem heroischen Widerstande dieser Stadt.

Von diesem Tage an trat Rom in eine neue Phase des risorgimento, es wachte noch mehr auf. Am 1. Februar kam die Kunde, daß endlich auch Neapel in Gährung gerathe. Der König machte einen fruchtlosen Versuch, die Revolution zu bekämpfen und versprach zähneknirschend eine Amnestie. Das römische Volk war außer sich vor Begeisterung; es bereitete sich zu einem großartigen Feste. Der Senat und das wankende Ministerium begriffen, daß hier ein Auseinandergehen mit dem Volke ihren Untergang herbeiführen würde und deshalb erschien unter den

Sacramental-Buchstaben S. P. Q. R. eine Einladung al popolo Romano zu einem Tags darauf zu veranstaltenden Tedeum und zu einer Festlichkeit, um die „Wiederherstellung des Friedens im Königreich beider Sicilien zu feiern.“ Wieder ein Fehler, wieder eine Schwachheit auf beiden Seiten und also kein Erfolg. Man riß diese Einladungen ab. Die Demonstration des andern Tags war colossal. Der ganze Corso brannte von Lämpchen, Tausende von Fackeln bildeten unter Musik einen gewaltigen Zug. Aber für Pius IX. war dieser Tag bitter. Die Volksmassen spazierten durch ganz Rom, besuchten das Forum und das Capitol und vermieden nur den monte cavallo. Pius IX. war durch das Volk vom Feste ausgeschlossen. Von der Zeit an fühlte die Regierung, daß sie keine moralische Kraft mehr hatte und verlor die Besinnung. —

In den nächsten Tagen gehe ich nach Neapel, will aber jetzt die Regenzeit noch benutzen, um Ihnen einige allgemeine Bemerkungen mitzutheilen. —

Ist es nicht sonderbar, daß ein Land, welches vor drei Jahrhunderten seiner politischen Existenz beraubt, welches durch alle möglichen Demüthigungen erniedrigt, erobert und wiedererobert, welches unter die Fremden zertheilt und anderthalb Jahrhunderte geplündert wurde, endlich die Arena als thätige

Macht, als einflußreiche Kraft vollkommen verließ, daß dies Land, von den Jesuiten erzogen, von allen europäischen Völkern überholt, auf ein Mal mit so viel Energie sich erhebt und sich erhebt mit allen Ansprüchen auf politische Unabhängigkeit und freie Institutionen, mit allen Ansprüchen auf Theilnahme am europäischen Leben und den Früchten der Civilisation?

Das Schicksal der Halbinsel, ihre Entwickelung, ihre guten und schlechten Seiten sind außerordentlich selbstständig und deshalb beim ersten Anblick wenig verständlich. Vielleicht giebt es im Occidente nur noch ein Volk, dessen Leben uns noch unbegreiflicher vorkommt, die Spanier. Die uns so bekannte Entwickelung Frankreichs, Englands und Deutschlands fällt nur in den allgemeinsten Umrissen zusammen, die Einzelheiten der Geschichte hinter den Pyrenäen und den Alpen sind ganz anders. Andere Elemente, andere Ereignisse, andere Resultate! Die Erinnerung an das alte Rom blieb die ganze Periode des Feudalismus hindurch in Italien viel thätiger und lebendiger als anderswo. Das allein gab dem italienischen Gothismus einen ganz andern Charakter. Gegen Ende des Mittelalters erscheint Italien gar nicht als monarchisch, und als die großen Völker Europa's sich um die Throne herumcentralisirten, blieb Italien durch

und durch föderal. Nach der monarchischen Centralisation kam die Entwickelung des europäischen Mittelstandes und seine Opposition zum Vorschein. In Italien entwickelte sich der Mittelstand nicht in diesem Sinne, es gelangte zu keiner blühenden Industrie-Periode. Im 16. Jahrhunderte wurde Italien von einem äußern Joch bedeckt, es war durch die fremden Truppen überschwemmt, und so, wie es war, bei seinen lokalen und municipalen Rechten gelassen, todt als Staat, lebte es in den städtischen Gemeinden fort, sein ganzes Blut strömte zu diesen Centren. Das Joch, welches bis zum neuen lombardisch-venetianischen Königreich auf Italien lastete, war weder allgemein, noch gleichförmig. Es giebt Theile in Italien, die von den griechischen Kaisern an bis auf den heutigen Tag nur von Hörensagen etwas von der Regierung wissen, sie zahlten Geld, gaben Soldaten her und regierten sich mit alten Sitten und Gebräuchen nach ihrem eigenen Gutdünken. So z. B. Calabrien, der Basilikat, die Abbruzzen und das ganze Innere von Sicilien. Anderer Seits war Toskana nie aller menschlichen Rechte beraubt, während seine Nachbarn sie überall entbehrten; es wurde nur selten durch die Feldzüge der Fremden in seiner Ruhe gestört. Die Territorial-Theilungen veränderten sich in tausend verschiedenen Weisen, aber immer willkürlich und ge-

waltthätig. Das unterdrückte Volk mußte sie dulden, war selten zufrieden und nahm sie nie als etwas Dauerhaftes und Wahres an. Von den Invasionen waren die Bevölkerungen, die zufällig unter die Herrschaft von Florenz, Genua oder Venedig fielen, jeden Augenblick bereit, sich zu befreien und ihre eigene Autonomie zu beweisen. Das beweist Ihnen, weshalb diese Städte, so gut auch ihre eigenen Verfassungen waren, die ihnen unterworfenen Gebiete so streng und oft barbarisch behandelten. Die Italiener haben gar keine Liebe zur Einheit, zu einem kräftigen Staate, zu einer mächtigen Regierung. Alle Anstrengungen der Hohenstaufen und ihrer Nachfolger, das monarchische Princip in Italien zu entwickeln, blieben fruchtlos und die gelehrte ghibellinische Theorie, die Traktate schrieb, um zu beweisen, daß die Monarchie das letzte Wort und die organische Entwickelung des römischen Rechtes sei, fand nie bei den Italienern Eingang. Ihre Rechtsphilosophie und Staatsbegriffe werden Sie in den Schriften Macchiavelli's und den zwei oder drei größten italienischen Geschichtsschreibern finden. Das Volk war immer Guelfe und warf sich manches Mal den Kaisern nur wegen der Zerwürfnisse mit dem Papste zu Füßen. Die methodische, kalte und hoffnungslose Verwaltung, welche die Deutschen dort einbürgern wollten, war den

Italienern immer unerträglich. — Das alte Rom duldete die Cäsaren mit ihrer ganzen Tyrannei, weil das eine illegale Diktatur, etwas Persönliches, Zufälliges und Veränderliches, weil ihre Macht eine Mischung von Despotismus und Anarchie war. Das einförmige systematische Joch des Germanismus war dem italienischen Charakter völlig entgegengesetzt und es ist leicht begreiflich, weshalb die Italiener Barbarossa mehr haßten als ihren Ezzelino. Im Gegensatz zur kaiserlichen war die päpstliche Gewalt national, weil sie unbestimmt war. Rom und die Romagna gehorchte kaum den Päpsten, zu Hause waren sie nur leise auftretende Monarchen. Je weiter vom Mittelpunkte entfernt, desto stärker war die päpstliche Gewalt; am Stärksten außerhalb Italiens. — Gregor VII. fand mit seiner durchdringenden Genialität ein vortreffliches Element, auf welches er sich gegen die Kaiser stützen konnte, er beförderte das Munizipalleben in seiner Mannichfaltigkeit. Italien lebte und entwickelte sich wirklich auf allen Punkten zu gleicher Zeit; seine Städte, sein Handel blühten im 14ten Jahrhundert und doch vergingen keine zehn Jahre, ohne daß innerer Krieg Stadt und Land verheerte. Der Krieg, sagt ein italienischer Geschichtsschreiber, ist der Friede für Genua, so tief und so reich war das Leben der Halbinsel. Die in dem einen Orte

unterdrückte Entwickelung verschwand wie eine Eidechse im Grase und zeigte sich gleich wieder im vollsten Glanze an einem andern Orte. So lebte Italien bis zur gräuelvollen Unglückszeit, wo Carl V. und Franz I. seine schönen Felder zum Kampfplatze wählten. Dieser Krieg hat Italien untergraben. Vielleicht würde es, wenn es mehr Einheit in sich gehabt und wenn die Idee des Staatslebens sich mehr in ihm entwickelt hätte, mehr Widerstand haben leisten können, aber das war nicht der Fall. Der Feind hatte immer mit einem Theile des Landes zu thun, die Städte vertheidigten sich wie die Löwen, die Bauern bildeten Freischaaren, die überall zwischen Bergen und Schluchten, in Dörfern und Häusern auf den Feind losstürzten. Aber ihr ganzer Muth führte zu nichts, sie wurden von der Übermacht bezwungen. Der Typus eines italienischen Krieges gleicht vollständig der Staatsorganisation des Landes, er äußert sich in der Vereinzelung, Zertheilung, im Städte-Aufruhr, in den Parteiführern und im Condottierenkrieg. Ein Staat, der die Absorbtion der Städte fordert, eine Armee, welche die Absorbtion der Banden und Persönlichkeiten fordert, ist für den Italiener unerträglich. Sie dürfen auch das nicht vergessen, daß von der andern Seite der Mangel an Einheit Italien in ebenso hohem Grade rettete, als er die fremden Eroberungen erleichtete.

Sein Leben war nicht an Rom, Venedig oder Florenz gebunden. Unterdrückt in einer großen Stadt erschien es in einer andern, bald in Ferrara, bald in Bologna, verjagt aus Neapel erscheint es in Palermo und Messina, überall verfolgt, erhält es sich bis zur französischen Revolution in Genua. Italien ist die Lernäische Hydra, ein so vielköpfiges Leben läßt sich nicht erwürgen.

Das besiegte Italien, sein politisches Leben mehr und mehr verlierend, erscheint als Haupt der künstlerischen und geistigen Entwickelung, es erweckt wieder die griechische Philosophie, es schafft die Malerei und immer seiner föderalen Natur treu, malt es nach drei Typen, so daß Sie die Schulen nach den Städten erkennen. Zur selben Zeit treffen wir die italienischen Denker, welche zuerst den langweiligen theologischen Scholasticismus von sich werfen und sich mit jugendlicher Begeisterung in den neueröffneten Kampfplatz des freien Denkens stürzen. Die Verfolgung des Gedankens, im Namen der Religion, gab Italien einen neuen schweren Schlag, man nahm ihm noch eine Sphäre, wo es den Überfluß seiner reichen Kräfte entwickeln konnte. Man erlaubte ihm nur das Zeichnen, die Bildhauerei, Bauen und Musik, aber das Denken gestattete man ihm nicht. Galilei wurde für die Astronomie in den Kerker geworfen. Vanini und

Bruno für die Metaphysik hingerichtet. Die Zeit der großen, der humanen Päpste war vorbei, die Großinquisitoren setzten sich die Tiara auf's Haupt. Ihrem Zeitalter, seinen Sitten und ihrem Land in's Gesicht schlagend wollten diese Menschen zu dem wilden strengen Mönchsthum zurückkehren. Der böse, tückische Character des Katholicismus entfaltete sich jetzt in seinem vollen Glanze. Die Dominikaner erhoben das Banner eines Kreuzzuges gegen den Gedanken; die Jesuiten, diese Janitscharen der Kirche, waren mit der Milde der Inquisition und der Toleranz der Päpste unzufrieden, der Päpste, welche im Vatikan, in der Vorhalle der sixtinischen Kapelle Fresken malen ließen, um die ruhmvollen Metzeleien der Bartholomäusnacht zu verewigen.

Die Kräfte eines Volkes sind, wie die Kräfte eines Individuums gezählt. Italien, beleidigt in allem Menschlichen, besetzt von fremden Soldaten, gebunden an Händen und Füßen, verfolgt für jeden freien Gedanken, ergab sich in sein Schicksal, so wie ein verfolgtes Weib sich den Umarmungen eines alten Wollüstlings nicht aus Liebe, sondern aus Erschöpfung und Verzweiflung hingiebt, und einmal gefallen, immer tiefer und tiefer sinkt. Es sind zweihundert Jahre vergangen, seit Italien in diese Lage gerieth, und man gab sich selten die Mühe, bei Betrachtung

seiner Gegenwart an sein Unglück zu denken. Göthe, der die Italienische Natur und Kunst so tief auffaßte, warf dem Volke einige Verse bittern Vorwurfs hin, in welchem kein Trost, keine Linderung lag. Den tiefen Schlaf Italiens, seinen Fall begriff er sehr gut, aber er sah die Möglichkeit des Erwachens nicht voraus. „Das also ist Italien,“ sagt er, und antwortet: „Das ist Italien nicht mehr.“

„Pilgrime sind wir Alle, die wir Italien suchen,
Nur ein zerstreutes Gebein ehren wir gläubig und froh.“

Göthe, der nach dem vortrefflichen Ausdruck eines russischen Dichters, die Kunst besaß, das Gras wachsen zu hören und das Murmeln der Meereswoge zu verstehen, hatte kein feines Ohr, wenn es galt, das innere Leben eines Volkes zu belauschen, welches noch keine officielle Sprache hatte, das seine innern Gedanken noch nicht formuliren konnte. Es war ihm unmöglich, die Ueberfülle des Lebens nicht zu erkennen, die sich in allerlei sonderbaren und zügellosen Erscheinungen offenbarte, denn dazu reichte es hin, die Volksspiele zu sehen, die energische Mimik, die Gesichter, die Augen. Er hat sie auch wirklich nicht mißkannt, aber wie? Er sagt: „Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht.“ Ich glaube, daß, wenn gegen Ende des 18ten Jahrhunderts in Italien Ordnung und Zucht wie in Weimar geherrscht

hätte, es jetzt mit Italien aus wäre. Die auf deutsche Weise in Ordnung gebrachten Italiener hätten sich in Mönche, Schmarotzer und Lazzaroni, in Diebe und Faullenzer verwandelt. Die ungreifbare Ordnungslosigkeit rettete die Italiener. Es ist sonderbar und doch wahr, daß der gesunkene Italiener nicht zum Sclaven wurde. Relativ war er auch wirklich an vielen Orten weniger unterdrückt als die Unterthanen der großen Monarchien. Vergessen Sie nicht, daß die italienischen Regierungen liederlich organisirt waren und daß ihre Staatsmänner eben so faul und sorglos lebten wie das ganze Volk. Einer Seits ließen sie die municipalen Staatsverfassungen, die ihrer politischen Vorrechte beraubt waren, ruhig bestehen, anderer Seits knüpften die Italiener selbst ihr ganzes Leben nicht an den Staat. Deshalb blieb beim Untergang des Staates vom Menschen noch etwas übrig, was nicht vernichtet werden konnte. Der Landmann im mittlern Italien ist so wenig einem unterdrückten Menschen ähnlich als der russische Bauer einer Sache. Nirgends habe ich mit Ausnahme von Italien und Rußland gesehen, daß die schwere Arbeit und die Armuth so unbeschadet am äußern Menschen vorüber geht, ohne die männlichen und edlen Gesichtszüge zu entstellen. Solche Völker scheinen einen geheimen Gedanken, oder besser eine unentwickelte Kraft

in sich zu tragen, die ihnen die Möglichkeit gibt, die größten Bedrückungen zu überdauern und eine starke Brust zu haben, von welcher wie von einem Felsen Alles abprallt, was ihre Selbstständigkeit zu vernichten droht. Nach Göthe's Reise versuchten die Franzosen, ihre Ordnung in Italien einzuführen. Sie improvisirten einige Republiken und schnitten sie nach dem Ebenbilde der Directorial-Regierung zu, die sie selbst, für unhaltbar hielten. Ohne auf das Individuelle Rücksicht zu nehmen, zwängten sie die Italiener in Pariser Staatsformen. Freilich waren die neuen Republiken in mancher Beziehung viel besser eingerichtet als die abgeschmackten feudalen Staaten, die sie abschafften. Aber die Weise der Installation und die Manieren solcher Befreier wie Bonaparte und Massena, hatten Alles, was den erbittertsten Haß überall im Volke hervorrufen mußte. Nur die Bourgeoisie, die jetzt zum ersten Mal in Italien auftritt, war auf Seiten der Franzosen. Die Ereignisse haben gezeigt, wer Recht hatte, das Volk oder die Bourgeoisie, die sich in die Arme Napoleon's warf, damit er sie nachher seinem Bruder Joseph, seinem Schwager Joachim, seinem Stiefsohn Eugen, seiner Schwester Pauline, seinem jungen Napoleon und andern Verwandten aus Ajaccio schenken konnte. Die Lage Italiens wurde nach der Napoleonischen Periode noch

schlechter als sie zu Anfang des 18ten Jahrhunderts gewesen. In ganz Europa war die Reaktion gräßlich. Mehr als dreißig Jahre sind verflossen und die Völker können noch nicht von dem entnervenden Einfluß des weißen Schreckens zu sich kommen. Bemerken Sie, daß die Reaktion in Italien eben so antinational wirkte als die Revolution. Im Piemontesischen und in Neapel versuchte man in den zwanziger Jahren eine absolute Monarchie zu gründen, wie sie auf der andern Seite der Alpen von früher her schon bestand. Oesterreich richtete die Lombardei in deutsch=büreaukratischer Weise ein. Gegen diese Reaction erhob sich bald eine Opposition und unglücklich genug fesselte sie wieder kein lebendiges Band an die Masse. Das war die allgemeine liberale Opposition dieser Zeit, die Opposition im Sinne Lafayette's und Benjamin Constants. Nach den ersten Versuchen wurde sie bekämpft. Italien schien zu etwas schon Vergangenem übergehen zu wollen. Metternich wiederholte höhnisch lächelnd, daß Italien nur ein geographischer Begriff sei. Alles Edle, Energische, was nicht in Spielberg, St. Elmo und St. Angelo war, wanderte aus. In der bedrängten Literatur war nur noch Ugo Foscolo und die schwarze Verzweiflung eines Leopardi bemerkenswerth. Es existirte indeß eine geringe Minorität energischer Männer, die keinen Augenblick an Italien

verzweifelten. An ihrer Spitze stand Mazzini. Jahrzehnte hielt man ihn für einen Phantasten, die Ereignisse haben ihn jetzt gerechtfertigt. Von dieser kleinen Schaar gingen alle edlen Anschläge aus, die groß bis zum Wahnsinn waren, die mit fürchterlichen Hinrichtungen, neuen Verfolgungen und mit dem Beweise endeten, daß dieses Volk nur schlief und nicht todt war. —

Die düstere Epoche der Verfolgungen und Hinrichtungen wurde nach der Wahl Gregor XVI. zum Papste auf ihre Spitze getrieben. Louis Philipp und Metternich reichten ihm liebevoll die Hand. Der König der Franzosen schrieb dem römischen Papste Denunciationen, der Minister-Cardinal Lambruschini half der russischen Diplomatie in Polen gegen die Katholiken. Die Gefängnisse in den Kirchenstaaten waren so überfüllt, daß man von allen öffentlichen Gebäuden einen Theil zur Unterbringung der Gefangenen einräumen mußte. Am Ende gab die Romagna einen Laut der Indignation von sich. In diesem Laute hörte man nicht den Einfluß des französischen Liberalismus, sondern den Weheruf eines Volkes, das seine Lage nicht mehr ertragen konnte. Gregor XVI. sah die Größe der Gefahr sehr gut ein, und bereitete sich auf die Unterdrückung der Volksstmme vor, koste es was es wolle . . . . . Um nicht weiter von

diesem Bösewicht zu reden, will ich nur Eins erwähnen, aber das Eine ist treffender und schlagender als ein ganzer Folioband. Das österreichische Kabinet, welches lange den Thaten des heiligen Vaters zusah, rief endlich: basta santo Padre! Metternich . . und der Kaiser von Rußland schickten eine die Romagnolen protegirende Note. In der französischen Pairskammer hat neulich St. Aulaire von diesem Menschen gesagt: „Gregor XVI. war ein heiliger Mann!“ Am Ende starb der heilige Mann an Altersschwäche und Marsala. Das Conclave wählte den Cardinal Mastai Ferretti. Die Wahl Ferretti's, eines angesehenen Römers, wurde durch den Wunsch bestimmt, das Land etwas Athem holen zu lassen; nicht sowohl aus Verlangen, dem Volke etwas Gutes zu thun, als aus der Ueberzeugung, daß auf dem betretenen Wege fortzuwandeln unmöglich war, und durch das ganz sclavische Gefühl geleitet, eine Persönlichkeit vorzuschieben, die gar nichts Entschiedenes und Ausgeprägtes in sich hatte. Das Conclave zählte auf die Schwäche Pius IX. und täuschte sich eben darum, weil es Recht hatte. Die Cardinäle, wie es sich für ihren Rang schickt, berücksichtigten den Geist der Zeit keineswegs, sie kannten den schwachen weichen Charakter des Cardinals Ferretti und glaubten großen Einfluß auf ihn ausüben zu können. Sie vergaßen aber, daß die Lage des Volkes und die Zustände Italiens auch auf

ihn wirken mußten. Sie dachten gar nicht daran, daß sich Menschen finden konnten, die unter Gregor XVI. nur deshalb stille schwiegen, weil sie seine beschränkte und gemeine Natur kannten, Menschen voller Energie, die jetzt auch ihren Einfluß beim Papste versuchen würden. Das Herz von Pio nono war den menschlichen Sympathien nicht völlig verschlossen. Er schien wirklich für Alles Gute während der ersten Zeit seines Pontificats ziemlich begeistert zu sein. Diese wenigen Monate waren die beste, die poesievollste Periode seines Lebens. Pius IX. schlug dem heiligen Collegium eine Amnestie vor. Die Cardinäle gaben mit Indignation ihre Stimmen dagegen. Das Volk erstaunte, es war nicht gewohnt, etwas anderes als Unheil von dieser Höhe zu erwarten. Corraggio santo Padre! riefen ihm die Römer zu, so oft er durch die Straßen fuhr. Diese Beifallsbezeugungen gefielen dem Papste. Er erklärte, daß er nach der ihm von Oben gegebenen Gewalt, zu binden und zu lösen, allgemeine Amnestie ertheile. Als die Menschen es vernahmen, welche eine bessere Zukunft Italiens träumten, eilten sie Alle, den Thron des Papstes zu umgeben und ihn auf dem begonnenen Wege weiter zu stoßen. Diese Männer machten aus dem gutmüthigen wohlgesinnten Pio nono den großen Pontifex, den Befreier Italiens, den größten Monarchen Europa's. Die Cardinäle erblaßten vor Wuth und be-

gingen einen zweiten Fehler. Anstatt etwas zu warten und auf das schwache Gemüth des Papstes durch die Religiosität zu wirken, stifteten sie unter der Leitung von Lambruschini eine Verschwörung an. Sie wollten den Papst zum Widerruf zwingen und sollte er nicht einwilligen, ihn vom Throne stürzen, verhaften, ja, wenn es unumgänglich nothwendig sei, selbst tödten, und behielten sich die Freude vor, die Schuld auf die radikale Partei zu werfen. Dazu brauchten sie einen Auflauf, einen Straßenkrawall und hier eben wurde das Complott entdeckt. Es ist nichts leichtes, das Volk gegen seine eigenen Interessen zu versammeln; Ciceruacchio entdeckte Alles. Die untergeordnetern Verschwörer wurden nach St. Angelo gebracht und bis jetzt noch nicht gerichtet, weil der Papst nicht den Muth hat, Lambruschini anzuklagen. Mit dieser Zeit beginnt die originelle Rolle Ciceruacchio's in allen römischen Bewegungen. Ciceruacchio, il grand popolano, ist ein einfacher, römischer Plebejer. Seit Jahren genoß er großes Vertrauen unter dem römischen Volke. Jedermann kannte ihn und er kannte Alle, man kam zu ihm, um sich über Familien=Angelegenheiten mit ihm zu berathen, um kleine Händel zu schlichten, er richtete, rieth und ging mit den Parteien in die Kneipen. Sein Einfluß blieb bis auf die neueste Zeit derselbe, nur mit dem Unterschiede, daß man ihn jetzt nicht

über Familien, sondern über Staats-Angelegenheiten in den Kneipen zu Rathe zieht. Nie wollte dieser Mensch seine gesellschaftliche Stellung ändern, er blieb seiner Tracht, Sprache und seinen Sitten nach Plebejer wie bisher. Diese Reinheit und Uneigennützigkeit erhöhten noch sein Ansehen. Wie sollen die römischen Facchini nicht den Menschen lieben, der zu Lord Minto geht und mit seinem Kutscher alla Morra spielt, der gerade vom Papste kommend mit den Soldaten zechen geht? Seit der Entdeckung der Verschwörung verschwindet in Rom die Polizei, die an ihr betheiligt war. Die Ordnung gewinnt an Raum; Ciceruacchio war so zu sagen Polizei-Präsident, ihm halfen Facchini, Holzhauer, kleine Burschen und die ganze Bevölkerung. Diese Ruhe und Sicherheit dauerte in Rom viele Monate fort, und das ist das glänzendste Resultat des entwickelten römischen Municipal-Lebens, welches wirklich eine Art von self-government ist.

Anfangs gefiel es Pio nono, so leicht zu regieren, jetzt kam er auf andere Gedanken, jetzt möchte er die losen Zügel gern etwas straffer ziehen . . . . ma troppo tardi — santo Padre!

Hiermit für heute genug! —

III.

Neapel, im Februar 1848.

Wenn die Luft, das Clima und die Natur überall wie hier wären, so würde es, glaube ich, auf der Welt viel weniger Weise und Heilige und viel mehr glückliche und sorglose Sünder geben. Vom religiösen Standpunkt aus kann man nicht zulassen, daß Menschen diese üppige Küste bewohnen, und vielleicht haben die glühenden Gebete der ersten Christen nicht wenig zum Ausbruch des Vesuv beigetragen, der Pompeji und Herculanum verschüttete. Das Gefühl des Daseins, das Athmen ist hier schon eine Lust, man fühlt sich im Fleische so wohl, es liegt etwas Leidenschaftliches, Sinnliches und Entnervendes in dieser warmen und feuchten Atmosphäre. Der stoischeste und stärkste Mensch wird hier ein zum Malcontent geschorener Simsom, bereit, sich zu Allem hinreißen zu lassen und zu keiner Arbeit aufgelegt.

Und wenn nun erst noch Jemand bewiesen hätte, daß in diesem Clima eben das Hingerissensein das Leben ist und daß alle Beschäftigung keinen Werth hat, daß man sie gar nicht zu verrichten braucht! . . . . .

Der Übergang von der römischen zur neapolitanischen Natur ist so plötzlich, so überraschend, so groß, daß ich mich gedrungen fühle, einige Worte über unsere kleine Reise zu sagen. Die traurig ernste Campagna mit ihren Aquaducten und den blauen Bergen in der Ferne geht in die noch traurigeren und unbehaglicheren pontinischen Sümpfe über. An ihnen eilt jeder aus Furcht vor der Malaria vorbei, ein feuchter Boden dunstet dort langwierige schleichende Fieber aus, der Römer bleibt hier nie über Nacht und sogar die Heerden werden seltener. Und zu beiden Seiten dieses Morastes lebt die schönste italienische Race. Alle Frauen, die ich in den düstern Straßen von Velletri und Albano traf, sind mit wenigen Ausnahmen die Typen der classischen Schönheit. Jeder Mann könnte hier einem Künstler als Modell dienen. Und welche Grazie in jeder Stellung! Sie kennen sicher aus den Stichen der Robert'schen Bilder diese hohen italienischen Bauerngestalten. Vielleicht klagen Sie sogar den Maler wegen der theatralischen Stellungen der verschiedenen Personen an. Sie erscheinen uns aber nur deshalb so theatralisch, weil wir in

unserm Alltagsleben nicht daran gewöhnt sind, solche schöne Formen und solchen Kunstsinn zu sehen und solch' aristokratischer Race zu begegnen. Stellen Sie neben Roberts Bilder einen Teniers und Sie werden den Unterschied bemerken.

So gelangt man durch diese Sümpfe und Wüsteneien nach Terracina. Das kleine Städtchen hat ein gar finsteres Aussehen. Es ist wenig bewohnt und durch die Zeit geschwärzt; das Meer schlägt unruhig an die alten Stadtmauern. Vor seinem Thore erhebt sich ein schrecklicher und einsamer Felsen. Auf ihm lebte früher ein gefürchteter Condottiere, von welchem das Volk sich bis jetzt noch Sagen erzählt. Zu seinen Füßen verbargen sich unlängst noch ganze Räuberbanden, die erst unter Leo XII. ausgerottet wurden. Dieser Felsen schließt den Kirchenstaat ganz vortrefflich, er ist ein von der Natur auf die römischen Ruinen, die Campagna und die pontinischen Sümpfe gesetzter Punct. Auf der andern Seite beginnt plötzlich eine lachende Natur mit einem ganz andern Tone. Die Bevölkerung ist bei Weitem nicht so schön, aber beweglicher und lärmender. Die verwilderten Züge der Lazzaroni und die niederträchtigen Manieren des neapolitanischen Pöbels fangen schon an, sich hier und da zu zeigen. Anstatt des ernsten und stolzen Aussehens des Bauern, des Bettlers, des Hirten in der

Campagna begegnet man dem moquanten Ausdruck und der Mimik eines Pulcenella; anstatt der hehren regelmäßigen Schönheit der romagnolischen Frauen findet man eine lumpige Weiberrace, die mit frechen Augen, einladendem Wesen und ohne schön zu sein, das Blut in Wallung bringt. In der neapolitanischen Bevölkerung überhaupt liegt etwas Faunisches und Priapisches. Ich glaube, daß man bis jetzt hier noch nicht die deutsche Erfindung der platonischen Liebe kennt. Sie haben diesen grellen Unterschied zweier Länder, zweier Naturen, zweier Bevölkerungen klar vor Augen, wenn Sie von Terracina nach Fondi kommen und nur eine Stunde durch die Straßen Gaeta's gehen. Diese schneidende Grenze, diese Entschiedenheit der Charactere, diese Selbstständigkeit der Individualitäten, der Berge, der Wiesen, der Vegetation, der Trachten und Sitten ist einer der Hauptzüge Italiens. Die unbestimmten Farben, die schwankenden Charactere, die nebligen Träume, die zusammenfließenden Grenzen, die sich verlierenden Umrisse, das Alles gehört dem dunstigen Norden. In Italien hat jede Stadt, jedes Stück Land seine Physiognomie, jede Stunde hat ihre Beleuchtung, der Schatten ist wie mit einem Messer vom Lichte abgeschnitten. Kommen Wolken, so wird es so trübe und so dunkel, daß es Einen bange macht; kommt die Sonne, so begießt sie Alles mit Gold und

Farben, so daß Einem fröhlich zu Muthe wird. Ja, der Föderalismus liegt selbst in der italienischen Erde, in der italienischen Natur. Welcher unendliche Unterschied zwischen Piemont und Genua, zwischen Savoyen und der Lombardei! Toskana gleicht weder dem nördlichen noch dem südlichen Theile Italiens. Der Übergang von Livorno nach Civita-Vecchia ist nicht weniger grell, als der Übergang von Terracina nach Fondi. Livorno wimmelt von Volk, Alles bewegt sich, Alles arbeitet. Es ist Oppositions- und Handelsstadt, es drückt ebenso schön das blühende Toskana aus, als das sacerdotale, finstere, nicht industrielle Rom eine leere wenig bewohnte Festung mit hohen alten Mauern vorstellt, an welcher sich das Meer bricht. Aber am Entschiedensten wird dieser Gegensatz zwischen Rom und Neapel selbst. Sie haben so viel mit einander gemein, als eine ehrwürdige, ruhige Matrone und eine ausgelassene, leichtsinnige Hetäre, als das Rom der punischen Kriege, mit dem Rom des Tiberius und Nero, welche sich instinktiv nach Neapel sehnten. Rom mahnt an die Vergänglichkeit der Dinge, an das Geschehene, an den Tod; Neapel weckt den Wunsch nach dem betäubenden Genuß der Gegenwart, es erinnert an all' die Schönheiten des Lebens. Rom ist, wie eine Wittwe, der Vergangenheit treu, macht sich nie vom Kirchhof los, vergißt

nie, was es verloren. Seine Ruinen sind ihm unentbehrlich, ohne sie kann Rom ebensowenig als ohne den Tiber, ohne Rafael und Buonarotti leben. Neapel ist dem Genusse und dem Augenblick treu, es steht mit einem Fuße auf Herculanum und tanzt auf diesem Sargdeckel, für Neapel dient Pompeji und der Vesuv nur als eine ausdrucksvolle Warnung, jede Minute zu benutzen. Die Philosophie von Horaz wurde hier zur Sitte. Wenn man einige Zeit in Rom lebt, so ist es unmöglich, es nicht zu verehren, aber man wird der Stadt müde, wie man des Umganges mit Menschen müde wird, mit welchen man beständig von ernsten und tiefsinnigen Dingen reden muß. Rom's Clima wirkt auf die Nerven und unterhält eine gespannte Begeisterung. Sehr leicht möglich, daß das einen großen Einfluß auf die Entwickelung so vieler Helden und Fanatiker ausgeübt hat. Man liebt Neapel, sobald man nur hineintritt und hätten Sie nur einen Tag dort verbracht, so erinnerten Sie sich dieses Tages mit einem tiefen Seufzer.

Wir kamen gegen Abend nach Neapel, die Sonne sank, sie tauchte das blaue, dunkelblaue Meer und den Vesuv in Purpur. Je tiefer sie unterging, desto deutlicher erblickte man unter dem Rauche den glühenden Krater, von welchem zwei feurig rothe Lavaströme langsam herabtroffen. Die Straßen und

öffentlichen Plätze waren mit Volkshaufen angefüllt. Man hörte Lieder, Orgeln und allerlei Instrumente. Die kleinen Komödien mit Marionetten und Pulcenella, die Damen auf den mit Blumen bekränzten Balkonen, schöne Equipagen, Fischernachen, Lazzaroni auf den Quai's, der Berg mit Häusern bebaut und vom Camaldolenser Kloster gekrönt . . . . . ich sah, ich dachte mir sogar nichts Aehnliches. Sta viator! Schöneres wirst Du nicht sehen, „sieh Neapel und dann stirb!"

Thorheit! Sieh' Neapel und hasse den Tod!

Und welch bedauernswürdiges Schicksal dieser wunderbaren Küste! Neapel hat sogar nicht einmal die glänzenden farbigen Erinnerungen, mit denen sich die übrigen italienischen Städte bei den schlechten Zeiten trösten. Epochen des Prunkes und des Reichthums hatte es, aber keine Epoche des Ruhmes. Das alte Rom warf sich in seine Umarmungen und suchte in seiner wollüstigen Luft einen epikuräischen Tod, ohne zu bedenken, daß mit ihm eine ganze Welt abstarb. Es steckte an, corrumpirte die ganze Küste und verkam selbst noch mehr durch den Einfluß des Landes. Dann folgte ein Feind dem andern, um Neapel einen Schlag zu geben. Die schöne Stadt lockte alle wilden Eroberer, Saracenen und Hohenstaufen, Normannen und Spanier, die Anjou's und

die Bourbonen, Bonaparte und die Engländer. Man ließ Neapel nie in Ruhe, man plagte, man folterte es, man lebte dort, denn es war hier schön zu leben. Diese Zeiten, die ganze Reihe solcher Zustände bildeten seinen Pöbel, seine Lazzaroni, seine Charakterlosigkeit, sein politisches Sichgehenlassen. Die Nebenbuhlerinn von Neapel, Palermo, war in einem andern Feuer gehärtet, sie hat Vieles erduldet, aber in einer andern Weise. Dahin brachte sie übrigens auch ihre Lage. Die Bewohner einer Insel haben immer einen verschlossenern und abgerundetern Charakter. Neapel, wenn Sie wollen, gehört zu nichts, es ist eine Stadt mit ihren Umgebungen. Vielleicht können wir noch einen schmalen Meeresstreifen vom Faro bis zu den Abruzzen hinzufügen. Niemand kümmert sich um Neapel, um Palermo bekümmert sich ganz Sicilien.

Gleich nach meiner Ankunft sah ich, daß die Neapolitaner die Erfüllung der feierlichen Versprechungen des Königs sehr bezweifelten, sie warteten finster auf den 9. Februar, für welchen die Veröffentlichung der neuen Verfassung verheißen war. Der König saß in seinem von Soldaten umringten Palaste. Um dem Volke ein Pfand zu geben, ließen die Minister die politischen Verurtheilten aus St. Elmo, Castel del Ovo und andern Gefängnissen in Freiheit setzen. Kaum hatte der König noch Zeit, in

aller Geschwindigkeit einige Menschen hinzurichten. Am Tage der Befreiung führte man die Volksmärtyrer im Triumphzug zu einem glänzenden Diner im Café de l'Europe. Menschenmassen standen auf der Straße Toledo und sahen in die Fenster des Festsaales, so wie früher der gemeine Mann durch Oeffnungen und Ritzen blickte, um seine Herren zechen zu sehen. Es muß wirklich ein wunderbarer Anblick gewesen sein, diese Männer zu beobachten, welche in den Casematten blaß und mager geworden, welche längst aller Hoffnungen entwöhnt, und mit den Gedanken an Hinrichtung, Ketten und Galeeren befreundet waren, wie sie nun an einer prunkenden Tafel voller Blumen und Vasen mit schäumenden Pokalen in der Hand saßen und auf die Freiheit und Unabhängigkeit Italien's tranken. Und Romeo, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt war, saß ruhig im glänzendsten Café der Stadt und brachte den ersten Toast. Jetzt feierte man diese Menschen, Alles drückte ihnen die Hände — und war es denn lange her, daß man noch fürchtete, ihre verfluchten Namen zu nennen, als vernähme man in ihrem bloßen Klange ein drohendes Unglück, eine verbrecherische Theilnahme, Gefängniß und Marter? . . . . Nach dem Mittagessen geleitete man die Befreiten mit einem Fackelzug in's Theater St. Carlo. Das Alles war gut, nur Eins ist

schade, daß man nicht gleich andere Menschen an ihre Stelle setzte! —

Am 11. Februar gegen 3 Uhr Mittags bedeckte sich die Santa Luzia mit einer Unzahl laufenden Volkes, welches unter dem Rufe: ha firmato, ha firmato! zum Palaste rannte. Ich ging auch hin. Ja, ja sagte mir bei meiner Ankunft mein Nachbar, ein alter Mann, er hat heute Morgen unterschrieben. Da ist er, fügte er hinzu, auf den Balkon deutend und nahm seinen Hut ab. Beim heiligen Namen Gottes, bemerkte er, als ob er sich entschuldigte, das thue ich zum ersten Male in meinem Leben. Der König in einem langen dunkelgrünen Paletot stand mit dem Hut in der Hand und grüßte tief, sehr tief zu wiederholten Malen die unzähligen Volksmassen, die unten zum ersten Mal „viva il re constitutionale!“ riefen. Es fing an zu dämmern. Alles strömte jetzt vom Palaste durch die Straße Toledo. Was an diesem Abend und in der ganzen Nacht vorkam, kann ich unmöglich beschreiben. Stellen Sie sich eine Orgie vor, an welcher die ganze Bevölkerung einer großen Stadt Theil nimmt, und vergessen Sie nicht, daß diese Stadt Neapel heißt. Das war eine politische Walpurgisnacht, das waren großartige und wahnsinnige Saturnalien. Enthusiasmus und Thränen in den Augen stürzten Menschen einander in die Arme,

Unbekannte drückten sich die Hand und gratulirten sich, geputzte Damen warfen dreifarbige Cocarden unter die Menge, und fuhren, in der Hand eine Fackel, stehend in offenen Kaleschen, halb nackte Kinder sprangen und tanzten, wo sie in diesen Massen nur Platz finden konnten und sangen dabei zur Verherrlichung Masaniello's eine Hymne nach der Melodie: „Perche t'ingriffi come un gatto!“ Nichts Gemeinsames mit den römischen Demonstrationen. Das lebendige, komische Wesen der Neapolitaner, ihre burlesken Bewegungen konnten bei einem solchen Feste nicht unterbleiben. Aus vollem Halse lachend, riefen sie: viva la constitutione e i macaroni!

Das Leben, welches sich jetzt plötzlich in Neapel entfaltete, können Sie sich nicht vorstellen. Jeder Tag ist ein Festtag, die Straße Toledo wimmelt von Volk, alle Cafe's sind überfüllt, politische Diner's in allen Clubs, Bälle und Spazierfahrten. Die kleinen Lazzaroni bieten in den Straßen Zeitungen, Carrikaturen und Verse aus, die alle ohne Censur gedruckt sind. Dazu der Beginn des Carnevals . . . . und Sie glauben, daß ich unter diesen Umständen noch schreiben werde? Sie irren sich!

Ich füge nur noch hinzu, daß ich vor zwei Tagen den König sah, wie er in der Domkirche San Franzesko di Paola den Eid auf die Constitution

leistete. Er las die Formel des Eides laut, aber sein Gesicht war finster. Dies Mal sah ich ihn viel besser als früher. In seinen Zügen liegt eine gewisse Aehnlichkeit mit Louis Philipp und überhaupt mit der Bourbonen-Race und noch mehr erinnert es an die römischen Büsten aus den Zeiten des Verfalls, an die Büsten eines Galba und Vitellius. Er ist dick, sein Gesicht ist fleischig und sind dessen untere Theile besonders entwickelt. Das verleiht ihm den Ausdruck thierischer Sinnlichkeit und unbarmherziger Grausamkeit. Seine Augen sind kalt, ich bemerkte, daß er Niemanden gerade ansieht; Alles zusammengenommen ist er widerwärtig. —

Rom, am 3. März.

Wir trafen hier noch das Ende des Carnevals an. Er geht schlecht, ist wenig belebt, Alle sind mit ganz andern Dingen beschäftigt. Traurige Nachrichten aus der Lombardei verhindern die Masken. Die Moccoleti fanden gar nicht Statt. Umsonst gab man Kanonensignale, die paar Lichter, die sich auf den Balkons zeigten, verschwanden gleich vor den wüthenden Volksrufen. Man spricht von einem Aufstand in Paris, aber man weiß nichts Bestimmtes. —

Rom, 4. März, Morgens.

In der letzten Nacht war ich auf dem Maskenball in Tor di None. Das Publikum war aufgeregt,

man sprach viel von den Pariser Nachrichten. Auf einmal gegen 2 Uhr erschien in einer Loge ein Mann, der mit einem dreifarbigen Tuche das Zeichen gab, daß er etwas mitzutheilen habe: „Romani, rief er, jetzt eben kam ein Courier von Civita-Vecchia, der letzte Dämpfer von Marseille brachte die Nachricht, daß man Louis Philipp aus Paris gejagt hat. Die Republik ist proclamirt!" „Viva la republica francese! rief Alles im Saal, viva la Francia libera! Morte al caduto mal governo!" .... Heute ist diese Nachricht schon überall bekannt. Ich weiß bis jetzt nicht, ob das Alles im Traum oder in der Wirklichkeit geschieht. Die Ereignisse werden mit jedem Tage voller, energischer, wichtiger. Der gehobene Puls der Geschichte schlägt fieberhaft, die subjectiven Auffassungen und Gefühle verlieren sich in der Großartigkeit der Ereignisse. Auch nicht die geringste Lust zum Schreiben. Leben Sie wohl!

IV.

Rom, Ende April 1848.

Viele Zeit und noch mehr Ereignisse sind seit meinem letzten Briefe an uns vorübergegangen. Langweilig können wir die Geschichte jetzt nicht nennen. Jeden Morgen nehme ich mit einer gewissen wehmüthigen Angst die Zeitung in die Hand, jedes Blatt bringt etwas Unverhofftes, noch einen Donnerschlag, noch ein Aufwachen, es naht die helle Auferstehung oder das jüngste Gericht. Alte Hoffnungen sind wieder aufgetaucht, neuer Uebermuth gährt im Herzen und eine männliche Fassung hebt die Brust . . .

In einigen Tagen verlasse ich Rom. Vorher noch einige Worte über die Ereignisse der letzten zwei Monate. Die Nachricht von der Proklamation der französischen Republik hatte Italien mächtig erschüttert. Rom wurde mit jedem Tage mehr und mehr eine republikanische Stadt und der gutmüthige Pius IX.

veröffentlichte jetzt seine magere und monstruöse Constitution. Zu spät, heiliger Vater, zu spät! Sie wurde kalt empfangen, sie hatte weder die Progressisten, noch die Jesuiten zufriedengestellt. Die Gregorianer schrieen eben so laut gegen sie, als die Freunde Mazzini's. Nur die goldene Mittelmäßigkeit war zufrieden, Menschen, die wie jener Berliner Deputirte den mäßigen Fortschritt und die Mäßigung mehr als den Fortschritt lieben. Die Constitution von Pius IX. war freilich schlechter als die piemontesische und neapolitanische, ein abgeschmacktes Gemisch der katholischen Theokratie mit dem englischen Repräsentationswesen. Der Papst und das heilige Collegium konnten jeden Vorschlag der beiden Kammern annulliren, die Inquisition und die dominikalischen Gerichte blieben in Kraft. Es wurde gestattet, alles Weltliche ohne Censur zu drucken, aber die Entscheidung der Frage, was weltlich und geistlich sei, einer geistlichen Behörde übertragen. — Bedenken Sie, daß diese Theilung in einem Lande sehr schwer ist, wo Cardinäle Minister sind, wo ein Papst regiert, wo Finanzmaßregeln beinahe zu den religiösen Dogmen gehören und polizeiliche Ueberschreitungen mit Kirchenbußen belegt werden. Vielleicht war das Beste in dieser Constitution, daß sie der Welt die Möglichkeit eines constitutionellen Papstes bewies. Schade nur,

daß dieser Beweis zu einer Zeit kam, als die Welt einer Seits den Wahn des Repräsentativsystems sah und anderer Seits zu begreifen anfing, daß gar kein Papst nöthig ist.

Pius IX. war über die Aufnahme seiner Constitution bestürzt. Es wird einem Menschen, der einmal populär ist, nicht leicht, die Volksliebe zu verlieren. Vielleicht könnte er noch jetzt Alles wieder gut machen, wenn er mit der Lombardei den Oesterreichern den Krieg erklärte, aber seinem weibischen Charakter ist es unmöglich, energisch zu handeln und dreist das Wort Krieg auszusprechen. Alles, was Pius IX. nach der Amnestie that, kam immer einen Tag zu spät, und verlor deshalb seinen ganzen Werth. So handelte er auch jetzt in der Kriegsfrage. Die Neuigkeiten aus der Lombardei waren traurig; die Oesterreicher sahen jetzt, daß eine Empörung in Mailand und in den größern Städten unvermeidlich war und unterdrückten sie herzlos und niederträchtig. Ein Schrei des Unwillens erscholl in ganz Italien. Alle Menschen, die der Bewegung wirklich zugethan waren, forderten den Krieg. Man mußte kein großer Politiker sein, um nicht zu verstehen, daß die Regierungen sich unmöglich dieser Forderung widersetzen konnten. Pius IX. schwieg wie ein Todter. Das Zerwürfniß des Volkes mit ihm war noch nicht zum vollen Ausbruch gekom-

men, man schonte ihn noch. Jetzt sah die ganze radikale Partei, daß mit ihm nichts zu machen und daß es leichter war, ohne ihn, als durch ihn zu handeln. Mit einem Worte: sie maß ihre eigene Kraft und seine Schwäche gut aus. Sie zog ihre Hand zurück und überließ den Papst seinem Schicksal. Als er bemerkte, daß die Welle, die ihn hob, ihm nicht mehr gehorchte, als er sah, daß die Sprache, in welcher man zu ihm geredet hatte, sich änderte, verlor er ganz den Kopf, er blieb stehen, und wollte keinen Schritt vorwärts thun. Für einen politisch Handelnden ist es ein Nonsens, auf seinem Wege innezuhalten. Da bleibt keine Wahl; man muß entweder dem Strom der Ereignisse ausweichen, oder sich unrühmlich umwerfen, oder wider Willen fortschleppen und zertreten lassen. Der Papst wollte Zeit gewinnen, schrieb Noten, Proklamationen und Admonitionen, die Reactionäre und die Jesuiten kamen wieder zu Macht, die grausamsten Maßregeln wurden ihm vorgeschlagen. Zur Ehre Pius IX. muß man sagen, daß er sich nie zu ihrer Annahme verstehen konnte. Ueberhaupt beschränkte sich der Papst darauf, mit Sünde und Hölle zu drohen und schritt nicht zu den irdischen Mitteln. Es gibt aber Epochen, wo jedes Zaudern, jede Diplomatie vor der Macht der Ereignisse fällt. Mitten in diese Präoccupationen des

Papstes und der Jesuiten fiel wie eine Bombe eine Nachricht, die Alles in Erstaunen setzte, die Nachricht von der Wiener Revolution. — Dies Hauptwort mit diesem Prädikat verursachte eine ungeheure Wirkung, die Kunde traf beinahe zugleich mit dem Aufstande in Mailand ein. Die ganze römische Bevölkerung erhob sich, sie forderte, daß man mit allen Glocken läute — und das festliche Geläute erscholl in Rom; sie forderte, daß die Festung St. Angelo mit Kanonendonner den Sturz der österreichischen Regierung und die Insurrection von Mailand begrüße — und die Kanonen donnerten einen halben Tag lang. Alle Gewalten Rom's schienen heute vergessen zu haben, daß es überhaupt eine Regierung gab, und daß sie einen andern Herrn als das römische Volk hatten. An diesen andern Herrn dachte Niemand, und die Behörden vollzogen ohne Widerrede den Willen des Herrn, der jetzt mit 50,000 Stimmen seine Befehle ertheilte. Das war wirklich ein revolutionärer Tag. Die dichtesten Volksmassen standen am Capitol. Auf einmal durchzitterte ein und derselbe Gedanke wie ein electrischer Funken alle Herzen. „Auf zum palazzo Venezia! hieß es, nieder mit dem österreichischen Wappen, reißt den Doppeladler — „questo uccello grifagno“ — vom Schlosse herab!“ Alles strömte dahin. Nach einer halbstündigen Arbeit fiel das un-

geheure Schild und klirrte mit den Ketten, an denen es befestigt war. Ein langbärtiger Arbeiter pflanzte an seiner Stelle eine lombardische Fahne auf, die jetzt zum ersten Male ohne Trauerflor erschien. Das Volk stürzte wüthend auf das Wappen los. Alles Bittere, was sich in der italienischen Brust so lange gegen Oesterreich gesammelt hatte, der unversöhnlichste Haß drückte sich im Zorne aus, in welchem man mit den Füßen stampfte, das Wappen des Absolutismus und des tödtenden status quo zerbrach und zerschlug. Aber damit endigte diese Hinrichtung in effigie noch nicht. Das Volk band das verwundete Schild an den Schwanz eines Esels und zog im Triumphzug den Corso herunter. Pfeifen und Fluchen empfing und begleitete ihn, Kinder liefen nach, warfen Koth auf den Adler und peitschten ihn. So kam man auf den piazza del popolo. Dort errichtete man einen großen Scheiterhaufen und verbrannte das Wappen. Die Musik der ganzen Bürgerwehr spielte ein de profundis dazu. Und der Papst zögerte noch. Nachdem er das Glockenläuten, die Salven zugelassen, nachdem er nicht die geringste Anstrengung gemacht, sich der Beleidigung des österreichischen Wappens zu widersetzen, schickte er jetzt einen seiner Höflinge zum österreichischen Gesandten, um ihm seine Theilnahme

auszudrücken, und einen andern auf den piazza del popolo, um das Verbrennen des Wappens zu verbieten. Und an demselben Abend druckte die Epoca ungehindert die Worte: „Der Krieg gegen Oesterreich ist erklärt, nicht von der Regierung, sondern vom römischen Volke selbst.“

Tags darauf kam die Nachricht, daß die Oesterreicher in Mailand die Oberhand behalten hatten. Die Römer waren wüthend. Ein Ruf verdrängte jetzt alle anderen: all armi, all armi! Man wollte Freischaaren bilden und die kriegerischen Unternehmungen mit der Plünderung des päpstlichen Arsenals beginnen. Jetzt hörte ich zum ersten Male im Volke die Anschuldigungen gegen den Papst, daß er ein Verräther sei und im geheimen Einverständnisse mit Oesterreich stehe. Die Minister, besonders Galetti, baten den Papst, dem Volkswillen nachzugeben und die Freischärler zu bewaffnen. Dabei sagten sie ihm, daß die Regierung gar keinen Widerstand zu leisten vermöge. Pio nono gab mürrisch und ausweichend nach. Galetti stürzte mit dem ersten besten Fiacre nach dem piazza del popolo, wo man sich sammelte, um zur Plünderung des Arsenals zu ziehen. Er ging von einer Gruppe zur andern und benachrichtigte sie, daß der Papst ihnen erlaube, die Waffen im

Arsenal zu nehmen. Gleich nach Galetti erschien neben dem Obelisken die dicke, aber ziemlich schöne Gestalt eines jungen Priesters. Er bat um's Wort. „Römer, sagte er, nach dem Coliseum! Im Coliseum erwarten Euch mehrere Brüder aus der Lombardei, dort liegt ein Buch, in welches die Freiwilligen sich einschreiben können. Wir haben keine Zeit zu verlieren, mir nach!“ Das Volk machte dem Pater Gavazzi Platz und zog in gravitätischem Schritt, den Saum des zerrissenen Mantels stolz über die Schultern geworfen, hinter ihm her. Der Anblick, den das Colyseum gewährte, setzte durch seine majestätische Feierlichkeit in Erstaunen. Die untergehende Sonne leuchtete in bunten Streifen durch die äußern Bogen in das Innere; eine unzählige Volksmasse füllte die Arena, die Bogen, die Wände, die halb zertrümmerten Logen; überall standen, saßen und lagen Menschen. In einer der hervorragendsten Logen wartete schon Pater Gavazzi, ermüdet und den Schweiß abwischend, aber doch bereit, wieder zu sprechen. Ich hörte seine Rede Wort für Wort. Er sagte nichts Besonderes, aber wirkte mit seinen einfachen Worten, seiner kräftigen Stimme, seinem gutmüthigen Aussehen und seiner energischen Declamation außerordentlich auf die Masse. „Sie sehen, sagte er, auf meiner Brust zwei

Zeichen, das Crucifix meines Gottes und die Cocarde meines Vaterlandes. Ich schwöre im Namen des Crucifixes, die Cocarde nicht zu verlassen. Ich schwöre, alle Ihre Mühen, alle Gefahr mit Ihnen zu theilen. Der Verwundete wird mich neben ihm helfend finden, der Fallende Trost spendend und für seine Seele betend, denjenigen sogar, welcher ängstlich wird, soll mein ermunternder Blick treffen.“ Nach Gavazzi erschien Ciceruacchio auf der Tribüne. Er hielt einen reizenden Knaben von ungefähr vierzehn Jahren an der Hand. Er nahm den Hut ab, verbeugte sich vor dem Volke, nahm mit seiner einfachen plebejischen Grazie auch den Hut des Knaben ab, und sagte: „Ich möchte nach der Lombardei gehen.“ Das Volk, ohne die Fortsetzung anzuhören, applaudirte mit Ungestüm. Es glaubte, daß Ciceruacchio sich einschreiben wolle; dieser aber wurde verwirrt und deutete verneinend mit der Hand. Gavazzi drängte sich vor; Römer, rief er, unser Angelo Brunetti muß hier bleiben, damit wir uns dort ohne Sorgen schlagen können. „Ja, unterbrach jetzt der Volksmann, ich kann nicht mit Ihnen ziehen, das ist doch bitter; was soll ich denn für unsern Krieg thun? Da ist mein Sohn, Römer, e mio sangue, ich weihe ihn dem Vaterlande, er soll mit den ersten Reihen der Frei-

6*

willigen gehen.“ Er grüßte das Volk wieder und umarmte den Jüngling. Gavazzi drückte ihm die Hand und wischte sich die Thränen aus den Augen. Das Volk stieß ein furchtbares „viva Ciceruacchio!“ aus. Der schöne Jüngling stand erröthend und beschämt mit seinem Vater auf der Tribüne. Erregt vom Morgen konnte ich selbst diesen Anblick nicht aushalten. Thränen stürzten mir aus den Augen, und jetzt noch, wenn ich mich dessen erinnere, wird mir weich zu Muthe.

Während dessen war unter einem der Bogen ein Tisch aufgestellt, den italienische und lombardische Fahnen beschatteten. Dahin drängten sich die künftigen Freischärler. Es war schon dunkel, man zündete einige Fackeln an, die Vögel, nicht daran gewöhnt, so viel Gäste zu sehen, und so viel Lärm zu hören, flogen unruhig in Kreisen über unsern Häuptern, die jungen Männer, die schon eingeschrieben waren, jubelten. Sonderbare Rekrutirung! Und das Alles umfaßt vom gigantischen Rahmen des Coliseums!

Zwei Tage darauf um 4 Uhr Morgens weckte mich starkes Trommeln. Ich öffnete das Fenster, die ersten Freischaaren verließen die Stadt. Sie hatten wahrscheinlich die ganze Nacht hindurch gezecht, denn Viele hielten, ohne an den Tag zu denken, noch an-

gezündete Fackeln in der Hand. Eine Masse Volkes, Weiber und Kinder, begleiteten sie. Pater Gavazzi und ein reitender Obrist zogen vorauf. Auf dem Piazza schlug man Rappell, man stellte die kleine improvisirte Armee in Colonne auf, man musterte sie. Das Alles zusammen machte keinen besonders heitern Eindruck. Der Himmel war mit Wolken bedeckt und ein schneidender Morgenwind, wie es deren nur in Italien gibt, durchfröstelte Alles. Die Weiber weinten, die Männer drückten sich die Hände und umarmten sich. Der Obrist kommandirte, die Trommel schlug, die Colonne setzte sich in Bewegung, zog aus der porta del popolo, krümmte sich wie eine Schlange, und verschwand. Die Einwohner gingen tiefsinnig und angstvoll nach Hause, Allen war es schwer auf dem Herzen, Alle waren bedrückt und dachten, ob viele von diesen frischen jungen Leuten zurückkehren, und wer von ihnen zurückkehren würde? Krieg — grausamer, widerwärtiger Beweis des menschlichen Wahnsinns, verallgemeinerte Plünderung, gerechtfertigter Mord, Apotheose der brutalen Gewalt! . . . . Und doch wird sich die Menschheit noch lange genug herumschlagen, bis sie einsehen wird, daß man zum Danke für das Blutvergießen keine Triumphbogen und Lorbeerkränze zuerkennt.

Pius IX. ließ die Freischärler gehen, so sprach die officielle Zeitung, aber er befahl ihnen nicht, denn der heilige Vater hält eine Kriegserklärung für unverträglich mit seiner Würde. Ja, es muß Jedem klar werden, daß es unmöglich ist, Papst und Mensch, König und Mensch in einer Person zu sein. Darin liegt wirklich ein unlösbarer Antagonismus.

Ich war auf dem Platze des heiligen Petrus, als der Papst die Freischärler tief beleidigte, indem er sich weigerte, ihre Fahne zu segnen. Er demoralisirte seine eignen Truppen im Voraus. Die Sache endete damit, daß man seinen Segen stahl. Die Häupter der Colonne stürzten sich nämlich, mit ihren Fahnen in der Hand, unter seinen Segen, als er aus dem Wagen stieg. Pius segnete sie und trat schleunig in die Kirche, die Freischärler glaubten, daß er ihre Fahne gesegnet habe. Ich sah bestürzt auf diese ganze Comödie und wünschte im Grunde meines Herzens diesem gutmüthigen alten Manne, oder besser, diesem alten Weibe, das man Pio nono nennt, nicht nur ein ehrliches, sondern auch ein recht baldiges Ende, ich wünsche es ihm, damit er sich vor dem jüngsten Gericht der Geschichte gut rechtfertigen möge. —

Nach dem Auszuge der Freiwilligen und eines Theils der Civica wurde Rom noch leerer und trauriger. Das italienische Frühjahr und die von allen Seiten unregelmäßig heranströmenden Neuigkeiten unterhielten eine ewige Aufregung. Die Verbindungen waren durch den Krieg abgeschnitten. Erwartung und Furcht quälte Alle. Auf den Straßen las man an allen Ecken die Zeitungen, Kinder liefen mit Flugblättern und Neuigkeiten herum und riefen aus vollem Halse: la disfatta di Radetzky — un bajocco — un bajocco — la fuggita del arciduca Raniero — un bajocco e mezzo — la republica proclamata in Venezia — e viva il leone di san Marco — due, due bajocci! . . . . und vom frühen Morgen an eile ich auf den Corso, um die erlogenen Neuigkeiten anzuhören. Man glaubt und man glaubt nicht, und da auf einmal kommen die ausländischen Zeitungen, und Alles wirft sich in den Cafe's und Lesezimmern wild auf die Blätter . . . .

Mehr habe ich nicht zu erzählen.

Was wird aus diesem Allem werden? Ist das Alles stabil? Der Himmel ist nicht von Wolken frei, von Zeit zu Zeit weht ein kalter Wind von den Todten-Gewölben, er bringt den Leichengeruch mit, den Geruch der Vergangenheit. Das ist die historische Tramontana . . . . . . Aber sei es, was es

wolle, Dank Dir, Rom für die fünf Monate in Deinen Mauern! Was gefühlt war, das wird im Herzen haften bleiben, und was geschehen ist, das wird die Reaction nicht Alles wegblasen. —

II.

Briefe aus Frankreich.

mußt, Dank Dir, Dank für die fünf Monate in Deinen Armen! Was gefühlt war, das wird im Herzen haften bleiben, und was geschehen ist, das wird auch die Menschen nicht Alles vergessen. —

I.

Paris, den 10. Juni 1848.

Von Neuem, meine Freunde, kommt die Zeit der Erinnerung an die Vergangenheit, der Vorahnung der Zukunft. In der Gegenwart ist der Himmel wieder mit düstern Wolken bedeckt und das Herz voll Aerger und Indignation . . . Wir haben uns selbst betrogen und man hat uns betrogen. Es ist schwer, sich solche Dinge in einem Alter von fünfunddreißig Jahren gestehen zu müssen. —

Der 15. Mai hat die Binde von meinen Augen genommen, es bleibt nicht einmal mehr Platz für den Zweifel übrig; die Revolution ist besiegt. Bald wird die Reihe an die Republik kommen. Keine vollen drei Monate nach dem 24. Februar; sie haben nicht die Zeit gehabt, „ihre Schuhe abzunutzen,“ in denen sie auf den Barricaden waren, und suchen schon die Knechtschaft; die Freiheit ist ihnen schon zu lästig,

sie bieten sich der Sclaverei an .... Frankreich hatte wieder einen großen Schritt für sich und Europa gemacht, und wieder wurde es ihm bange, als es in Wirklichkeit sah, was es mit Worten ausrief und wofür es sein Blut zu vergießen bereit war; es wurde ihm bange und es zieht sich zurück.

Ich war am 15. Mai vom Morgen bis zur Nacht auf der Straße; ich sah die erste Volks-Colonne, die sich zur National-Versammlung begab; ich sah, wie die freudetrunkene Masse mit ihren Helden zum Hôtel de Ville zog; ich sah die Ungeduld der blutdürstigen Nationalgarde, welche die Metzeleien nicht erwarten konnte; ich sah Barbes am Fenster des Hôtel de Ville und sah eine Stunde später den triumphirenden Lamartine und den triumphirenden Ledru Rollin, als sie von dort ohne Hut zur Versammlung durch die wogenden Bourgeoishaufen ritten. Die Retter des Vaterlandes, von welchen der eine heimlich die Bewegung begünstigt hatte, wurden mit stürmischem Beifall von der Bourgeoisie empfangen und von ihren Segenswünschen begleitet. —

Die Versammlung hat gesiegt; das monarchische Princip hat gesiegt. Um 9 Uhr Abends kam ich nach Hause, im tiefsten Herzen erbittert, ich begegnete dort einem mir bekannten französischen Demokraten; die Republik, sagte ich ihm, ist tödtlich verwundet,

es bleibt ihr nur das Sterben übrig. Allons donc! erwiderte der Demokrat mit dem französischen Leichtsinn. Nun, sagte ich, also nehmen Sie, wenn Sie noch an die Republik glauben, Ihre Flinte und bauen Sie von Neuem Barricaden. „Wir sind noch nicht so weit, wenn die Zeit reif ist, werden wir auch auf die Barricaden steigen, diese Versammlung hat nicht die Macht, gegen uns zu handeln rc.“ — Mein Demokrat konnte mit großer Muße über seine Worte nachdenken, denn er wurde noch in derselben Nacht auf seinem Heimwege arretirt und in die Conciergerie geführt, wo er bis jetzt noch sitzt.*)

Als ich in Rom die Namen der Mitglieder der provisorischen Regierung zum ersten Male las, wurde mir schlecht zu Muthe; der Name Lamartine prophezeite nichts Gutes; Marrast war schon von früher her als ein großer Intriguant bekannt, dann flößten auch die Namen dieser unbekannten Advokaten so wenig Zutrauen ein. Bald aber drängte die Wucht der Ereignisse sie in den Hintergrund; man vergaß sie. — Jetzt zeigten sie aber ihre Früchte. Schmach auf das Haupt dieser kurzathmigen Menschen, die so

*) Ist während dessen freigelassen, sitzt aber seit diesem Sommer wieder im Gefängniß. Anmerkung des Verfassers im December 1849.

schnell zurückschreiten, die schon durch die Macht corrumpirt sind; Schmach diesen alltäglichen, indolenten Menschen, die das Volk und sein Vertrauen verrathen haben! Den Umständen gebend, was den Umständen gebührt, werden wir doch diese Männer damit nicht rechtfertigen; die Menschen sind ja auch Thatsachen, warum sollen wir ihnen die Verantwortlichkeit ihrer Thaten rauben? Hat sie denn Jemand gezwungen, auf die Bühne zu treten, in ihre schwachen Hände die Geschicke der Welt zu nehmen? Wo ist ihr Beruf, wo ist ihre Weihe? . . . Vielleicht werden sie sich vor dem eisernen Beil retten, aber vor dem Beil der Geschichte werden sie sich nicht retten.

Mit welcher innern Begeisterung flog ich von Italien wieder nach Paris! Wer konnte denn an diesen Ereignissen zweifeln, die ganz Europa durchzuckten? Hat denn nicht Wien, Berlin, Mailand auch geglaubt? Es ist mein Geschick, daß Frankreich mich jedes Mal von meinen jugendlichen Hoffnungen heilen muß.

In Marseille hörte ich von der grausamen Unterdrückung des Rouener Aufstandes; das war das erste Blut, welches nach dem 24. Februar floß; es prophezeite nichts Gutes.

Am 5. Mai kamen wir in Paris an.

Paris hat sich seit dem Oktober viel verändert. Weniger Pracht, weniger prunkende Reinlichkeit, weniger reiche Equipagen, aber mehr Bewegung, mehr Leben in den Straßen. In der Luft schwebte noch etwas Scharfes und Erregtes, es wehte aus den neunziger Jahren herüber; ohne gerade sich Rechenschaft zu geben, verstand man, daß gestern eine Revolution an diesen Straßen vorbeirannte. Arbeiter-Gruppen standen ruhig neben ihren Rednern im Schatten der Kastanien des Tuilerien-Gartens, aus den Fenstern des Königlichen Schlosses sahen verwundete Barricadenhelden in Lazareth-Kleidern und mit der Pfeife im Mund; auf allen Kreuzwegen fand man neugepflanzte Freiheitsbäume, beinahe alle Schildwachen waren in Blousen und Paletots; die Caussidiee'schen Montagnards mit ihren großen Aufschlägen, energischen Gesichtern und mächtigen Schnurrbärten gingen in den Straßen auf und ab, die Wände waren mit politischen Affichen bedeckt, auf den Boulevards und in den großen Straßen boten kleine Jungen und Mädchen unter allen möglichen Ausrufen und Späßen ihre Journale, Broschuren und Proclamationen aus, der berühmte Schrei: „Demandez la grrrande colère du pere Duchène . . . . pour un sou — il est bigrrrement en colère le père Duchène . . . . un sou, cinq centimes! ertönte

unter tausend neuen. — Der kleine Hausirhandel, den die spröde Polizei Duchatels vor die Barrieren und in die entlegenen Viertel zurückgedrängt hatte, breitete sich jetzt auf den Boulevards und in den elysäischen Feldern aus und gab ihnen buntes Zigeuner-Aussehen und doppeltes Leben. Bei alledem hörte man nichts von Unordnungen und des Nachts konnte man die entlegensten Straßen mit der größten Sicherheit durchwandern. —

Die Nationalversammlung war am Tage vor meiner Ankunft eröffnet. Das war nicht die feierliche, hoffnungsvolle Eröffnung von 1789! Das Pariser Volk und die Clubs empfingen sie mit Mißtrauen; die Regierung verachtete sie im Geheimen, alle Nüancen der politischen Parteien, die sonst in Nichts übereinstimmten, waren doch darin einig, daß die Versammlung unter den Anforderungen der Ereignisse stehe. Der 15. Mai war schon 10 Tage vorher eine im Bewußtsein vollendete Thatsache. Ein trauriges Schicksal für eine Versammlung, die, ehe sie nur ein Wort aussprach, schon gehaßt wurde! Um die Repräsentanten zu compromittiren, überredete sie der alte General Courtais, von der Terrasse ihres Palastes herab die Republik zu proclamiren. Die ersten Sitzungen, welche mit außerordentlicher Ungeduld erwartet waren, setzten alle Welt wegen ihrer ungewöhnlichen

Farblosigkeit in Erstaunen. Der Character der Versammlung war vollständig durch den ersten Angriff ihrer Arbeiten bezeichnet. Sie warf sich auf Specialitäten, beschäftigte sich mit untergeordneten Fragen; überhaupt sah man, daß in ihr derselbe Advokaten-, Procuratoren- und doktrinaire Ton herrschte, der sich früher in der Deputirten-Kammer breit machte. — Nehmen wir selbst an, daß die Fragen, mit denen sie sich beschäftigte, reelle waren, und bedenken wir zugleich, wie viel reelle Fragen in der Welt existiren, so kann man, einmal in Details eingehend, Jahrelang arbeiten, ohne alle speciellen Fragen zu lösen und ohne auf solche zu kommen, welche die Lösung aller einzelnen Fälle in sich enthalten, welche einen Grundton haben, und wirklich die Substanz einer Revolution ausmachen. — Die National-Versammlung, getreu dem Sprichwort: charité bien ordonnée etc. votirte gleich ihrem Präsidenten das Recht, nicht nur die Pariser, sondern auch die National-Garden aller Departements im Nothfalle zu ihrem Schutze herbeirufen zu dürfen: sie fürchtete. — Die Furcht ist eine der emporragendsten Seiten dieser Versammlung; sie fühlte die Unwahrheit ihrer Lage, sie erkannte, daß sie eigentlich nichts vorstellte; weder Volk noch Aristokratie, weder Revolution noch Reaction, sie sah klar, daß sie keinen reellen Boden hatte, daß sie sich

weder auf Paris noch auf die Departements stützen konnte. Sie hatte nur die liberale Bourgeoisie und die lauen Royalisten für sich, Menschen, die von der fixen Idee einer blos äußerlichen Ordnung befangen sind. — Doch, sie hatte noch eine Stütze. Obgleich man sie verachtete, ehrte man in ihr das erste Product des allgemeinen Stimmrechts; eben dieser Stütze wollte sie der 15. Mai berauben und eben deshalb lege ich dieser abortirten Revolution eine so große Bedeutung bei. Doch davon später.

Lamartine erschien mit seinem Rechenschaftsbericht vor der Versammlung; der große Komödiant führte den ehrlichen, aber aus dem Geiste herausgelebten Greis Dupont de l'Eure unter dem Arme, um zu zeigen, daß er nur der Stellvertreter des bejahrten Vorstandes der provisorischen Regierung sei. Lamartine's Rede war in seinem bekannten schwulstigen und erkünstelten Styl verfertigt. Seine Rednergabe gleicht sehr dem geschlagenen Rahm, man glaubt jedes Mal einen Löffel voll in den Mund zu nehmen, und es bleiben nur einige Tropfen Milch mit Zucker. Er ist für mich ganz unerträglich auf der Tribüne, aber die Franzosen bewundern ihn; er ist also vollständig gerechtfertigt. Lamartine demüthigte sich vor der Versammlung und machte ihr den Hof, nannte sie den einzigen berechtigten Herrscher und Souverain, von

dem er sich die Genehmigung der Handlungen der Regierung erbitte. Die gekrönten Bourgeois waren einverstanden und schlugen vor, der provisorischen Regierung gleich den Dank des Vaterlandes zu votiren, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß die Majorität gar nicht mit ihr zufrieden war und unter den Mitgliedern besonders Louis Blanc, Albert und Ledru-Rollin haßte. Aber sie wollten gleich von Anfang an eine Höflichkeit durch die andere quittiren und dem Redner ein anerkennendes Wort für seine demüthige Haltung sagen. Die Sache schien sich ganz leicht zu machen; dem war aber nicht so.

Barbes verlangte das Wort. Seine Erscheinung auf der Tribüne machte einen großen Eindruck. Alle erwarteten mit Ungeduld, was er sagen werde, denn sie wußten, daß solche Menschen nicht für nichts und wider nichts reden. Barbes, der von einer civilisirten nordischen Zeitung nicht anders als Meuchelmörder und Forçat genannt wird, genoß das große Vorrecht aller der Menschen, deren Standhaftigkeit und Reinheit über allen Zweifel erhaben ist. Seine Ueberzeugungen waren der Versammlung verhaßt, seine Persönlichkeit, seine Vergangenheit, seine langen und heroisch ertragenen Leiden flößten einen unwillkürlichen Respect ein, der die Repräsentanten zwar ärgerte, aber doch von ihnen nicht unterdrückt werden konnte. Barbes meinte,

daß man, ehe die Versammlung alle Handlungen der provisorischen Regierung dankbar annehme, über Vieles Rechenschaft verlangen müsse. „Ich protestire, sagte er, gegen eine Reihe von Handlungen, welche die provisorische Regierung ihrer Popularität berauben. Sie erinnern sich alle der Massacres von Rouen.“ Beim Worte „Massacres“ erhob sich von Allen Seiten der wüthende Ruf: „Zur Ordnung!“ Weiter konnten die Bourgeois nichts mehr hören. Das Blut der von ihnen oder ihren Collegen Getödteten stieg ihnen in den Kopf, nicht als Gewissensbiß, sondern als Stachel, in demselben Wege fortzufahren, und sich an dem Geschehenen, wenn nicht durch die That, so doch durch Sympathie und Rechtfertigung zu betheiligen. — Barbes sah ruhig und edel auf die aufgeregte parlamentarische Canaille herab, und erwartete des Ende dieses Sturmes. „Ich spreche,“ sagte er, „als es ruhiger wurde, von den Morden, welche die Nationalgarde in Rouen begangen hat.“ — Und wieder schnitt ihm ein Wuthausbruch das Wort ab. „Ich will die Regierung nach den Colonnen der Polen, Belgier und Deutschen fragen, welche dem Verderben Preis gegeben werden. Wenn wir einmal diese Fragen in's Reine gebracht haben, dann danken wir auch der Regierung, früher nicht. Ich protestire gegen diese Danksagung im Namen des

Volkes.“ In den letzten Worten lag ein großer Sinn für diejenigen, welche die Autorität von Barbes in den Clubs kannten; aber die fortgerissene Versammlung wollte nur Eins: den muthigen Republikaner bestrafen. Sie votirte in einem Augenblicke und beinahe einstimmig den Decemvirn ihren Dank. Barbes blieb mit einem Dutzend seiner Freunde allein, kummervoll und tiefsinnig schüttelte er das Haupt, setzte sich auf seinen Platz und sprach kein Wort mehr bis zum 15. Mai.

Senard antwortete auf die Rede von Barbes, er rechtfertigte die Rouener Greuelthaten.*)

Nachdem die Versammlung der provisorischen Regierung ihren Dank ausgesprochen hatte, ernannte sie eine aus fünf Mitgliedern bestehende Executive; diese Commission bildete am andern Tage ihr Ministerium aus Tagelöhnern des National und fügte ihnen den berühmten Stenographen Flocon als ein Muster der Reforme hinzu. Louis Blanc und Albert waren ausgeschlossen, das Wort Socialismus wurde schon zu einem Brandmal, mit welchem man Menschen bezeichnete, die aus der bourgeoisen Gesellschaft ausgestoßen, und allen gerichtlichen und

---

*) Er empfahl sich mit dieser Rede den Parisern; er blieb seinen Principien treu; ihm gehört der Löwen-Antheil an den Juni-Missethaten.

polizeilichen Verfolgungen preisgegeben sind. Von einem Ministerium der Arbeit wollte die Versammlung gar nichts hören. Die Mitglieder der executiven Commission, Ledru-Rollin mit inbegriffen, hatten alle Achtung der wahren Republikaner verloren, sobald man die Wahl dieser Minister erfuhr. Man betrachtete sie als Renegaten oder als blödsinnige Instrumente aller möglichen Intriguanten im Genre von Marrast, der bescheiden in der Mairie saß, und in alle Stellen seine Correctoren und Setzer einschmuggelte. —

Also am 4. Mai wurde die Versammlung eröffnet und schon am 10. von ganz Paris mit Ausnahme der hohen Bourgeoisie und der Clique des National gehaßt. Mit jedem Tage sank sie tiefer in der öffentlichen Meinung. Alle demokratischen Clubs votirten Glückwünsche für Louis Blanc und Albert. Ganz zufällige Dinge sogar trugen fatalistisch dazu bei, die Versammlung immer mehr in Mißcredit zu bringen, so z. B. der hartnäckige Widerwille Beranger's, Volksvertreter zu werden, und sein Brief, voll Voltaire'schen Geistes, die er über diese Angelegenheit schrieb: das Flehen des Greises, seine weißen Haare zu schonen, erniedrigte die Versammlung, dem Ruhme des volksthümlichsten französischen Dichters gegenüber. Nach dem 10. Mai erwartete

alle Welt etwas. Allen schien es unmöglich, daß solch ein Trödelmarkt an der Spitze von Frankreich bleiben werde. Die Zeitungen waren voll bitterer Vorwürfe. In den Cafe's, auf den Straßen sprach man mit Feuer gegen die Versammlung. Alle Abende sah man auf den öffentlichen Plätzen und an den Straßenecken zahlreiche Gruppen. In den Clubs machte man, wie die Royalisten sich ausdrücken, mordbrennerische Vorschläge und hielt wüthende Reden. Auf diese Weise nahte der 15. Mai. —

Der 15. Mai war ein großer Protest von Seiten der Pariser gegen die veralteten Souverainetäts-Anmaßungen der gesetzgebenden Versammlungen. Man sah ein, daß hinter dieser Anmaßung nur die Monarchie und mit ihr das ganze abgelebte Staatswesen sich verstecke. Was Robespierre am 8. Thermidor nicht wagte, indem er, der vordere Mensch der Revolution von 93, lieber seinen Kopf dem Beile überlieferte, als sich entscheiden konnte, die Souverainität des Convents zu negiren, das that jetzt das Pariser Volk. Darin liegt der Grund, warum die Conservativen wie die Liberalen mit solcher Wuth über Barbes, Blanqui, Sobrier und Raspail herfielen. An diesem Tage umarmten sich die Executive und die Versammlung, obwohl sie sich gegenseitig haßten. Der erschrockene Ledru-Rollin handelte zu-

sammen mit Marrast und die Erzroyalisten nahmen ihre Gewehre, um die republikanische National-Versammlung zu beschützen. Diese rettend, retteten sie auch das monarchische Princip, sie retteten die Unverantwortlichkeit der Gesetzgeber, die Autokratie der Repräsentation, die Bourgeoisie, das Kapital und die Prätendenten. Auf dem andern Ufer sahen sie ia eine ganz andere als die Lamartine'sche Republik, von dort wehte eine energische kräftige Dictatur herüber, dort waren die Repräsentanten nicht Souveraine, sondern einfache Delegirte, das allgemeine Stimmrecht nicht blos ausnahmsweise für die Wahl einer despotischen Versammlung, sondern für die ganze Administration, von der Gemeinde an, angewandt. Da sah man starke Bürger und keine starke Regierung. — Die Versammlung, auf die Nationalgarde gestützt, siegte; moralisch aber war sie besiegt. Jetzt hält sie sich wie alle abgelebten Institutionen, indem sie sich nur auf die brutale Macht verläßt, sie konnte es bis jetzt sogar nicht dahin bringen, daß die Journalisten von ihr nicht ohne offene Verachtung sprechen.

Wollen Sie sich aber den 15. Mai, die sonderbare Lage einer Republik richtig vorstellen, die krebsartig seit Mitte April, also seit nur sieben Wochen nach der Revolution, rückwärts geht, so müssen Sie einen flüchtigen Blick auf die vorhergehenden Ereignisse werfen.

Die Revolution vom 24. Februar war nicht die Ausführung eines vorbereiteten Planes, sie war eine geniale Inspiration des Pariser Volkes, sie ging wie Pallas, gerüstet und schreckengebietend aus der Indignation des Volkes hervor, sie war ein Donnerschlag, der plötzlich gesammelten, aber noch nicht gereiften Bestrebungen Leib und Leben gab. Bedenken Sie, daß am 23. Februar, als der Moniteur naiv mittheilte, daß die thätigen und beispiellosen Maßregeln der Polizei die Straßencravalle unterdrückt haben, ihrer Seits weder Louis Philipp noch Guizot, weder die Reforme, noch der National, noch die Opposition, noch selbst die Menschen, welche die ersten Barricaden bauten, wußten, wie der 24. Februar enden werde. Man wollte eine Reform und man machte eine Revolution, man wollte Guizot fortjagen und jagte Louis Philipp fort, man wollte das Recht zu Banketten proklamiren und man proklamirte die Republik. Des Morgens sehnte man sich nach einem Ministerium Thiers, Odilon Barrot und des Abends war Odilon Barrot mehr zurück als Guizot. Wie ging das zu?

Die Verwegenheit ist das Geheimniß der Revolutionen, sagten St. Just und Danton, besonders der Pariser, müssen wir hinzufügen. Eine Hand voll Menschen, die zu geheimen Gesellschaften gehörten,

die bereit waren, auf den Barricaden ihr Leben zu lassen und sich auf den edlen Instinct der Pariser Arbeiter stützten, proclamirten die Republik und gaben ganz Europa einen solchen Stoß, daß man jetzt das Ende dieser allgemeinen Gährung nicht absehen kann. Zweifelsohne existirte seit der ersten Revolution stets eine republikanische Partei, sie hat das Kaiserthum und die Revolution überlebt und schlug sich, am 30. Juli betrogen, im Kloster St. Méry und wurde in der Straße Transnonain niedergemetzelt. Sie verlor alle ihre Koryphäen; die Einen saßen in Mont St. Michel, wie Barbes und Blanqui, die Andern waren guillotinirt, wie Alibaud. Sie schrieb in ihre Chronik nur Verluste, offne Verfolgungen der Polizei und geheime Persecutionen der Gerichte ein; dennoch überlebte sie alle diese Schläge mit jener unerschütterlichen Hartnäckigkeit, welche von jeher die französischen politischen Parteien auszeichnete. Ihre Hoffnungen waren freilich nicht sehr groß. Godefroi Cavaignac sagte kurz vor seinem Tode mit finsterer Verzweiflung: „Diese Regierung wird uns Alle abnutzen, wir werden in einem unfruchtbaren und ungleichen Kampfe alt werden.“ Mit 1840 hört sogar jeder offene Kampf auf; bis dahin hatte das Gouvernement noch etwas Scham, oder, wenn es keine Scham war, so war es doch Vorsicht und Be-

hutsamkeit, es fürchtete zu allen ihm offenstehenden Mitteln zu greifen, es fürchtete, sich zu sehr zu compromittiren, denn es war der unbedingten Zuneigung der Bourgeoisie nicht völlig sicher. Endlich aber gelangte es zu der Zuversicht, daß die Maske nicht mehr nöthig war. — Der officielle Theil des Volkes, welcher wirklich die bürgerlichen Rechte besaß, war hinlänglich verdorben, um mit der Regierung gemeinschaftliche Sache zu machen. Die Wahlen waren, mit sehr wenigen Ausnahmen, in den Händen der Minister; die Bestechungen geschahen offen; die eine Hälfte der Kammer bestand aus Beamten, die andere war in allerlei Finanzoperationen verwickelt, wegen deren Erfolg sie sich nicht mit der Regierung entzweien konnte. Die reiche Bourgeoisie gab der Regierung ihre Stimmen, die Regierung gab ihr ihre Bayonnette, um alle Mißbräuche des Kapitals und des Monopols zu beschützen. Sie hatten einen gemeinschaftlichen Feind, die Proletarier und Arbeiter; sie vereinigten sich gegen ihn, und bei diesem Bunde waren auf Seite der Bourgeoisie die liberalen Ideen und der Nationalstolz geopfert. Die Herabsetzung des Wahl-Census nach 1830 erhob den schlechtesten Abschaum des Volkes in die Kammer, denn diese Herabsetzung hielt an der Grenze des Volkes und der Bourgeoisie inne; sie führte nichts Volksthümliches,

sondern die niedrigsten Elemente des Mittelstandes in die Kammer ein. — Guizot begriff die Solidarität der Bourgeoisie mit der Regierung sehr klar, er sah ein, daß sie viel mehr von Seiten des Volkes als von Seiten der Gewalt zu fürchten hatte und ging mit den Thiers'schen Septembergesetzen gerade auf's Ziel los. Methodischer, kälter als seine Vorgänger, unterdrückender seinem Character nach und herrschüchtiger bis in's Unmögliche, hatte er sich der Vernichtung aller der schweren Errungenschaften von 1789 gewidmet. Guizot war ein nüchterner, calvinistischer Pfaffe, ein schwarzgalliger Fanatiker in der Politik. Sie erinnern sich, daß er den Muth hatte, den unter der Last der schrecklichsten Noth keuchenden Arbeitern zu sagen: „Arbeit ist der einzige Zaum, womit man das Volk bändigen kann.“ Das characterisirt den Menschen erschöpfend. Sieben Jahre beständigen Erfolges entwickelten in ihm mehr Selbstvertrauen als selbst im Könige. Hätte Guizot die Kunst besessen, zeitweise stehen zu bleiben, so hätte er viel mehr geschadet, er hätte den Ausbruch des 24. Februar noch weiter hinausgeschoben und also noch mehr Zeit gehabt, die Menschen an die Bestechung, die Simonie jeder Art zu gewöhnen, er hätte noch tiefer alle sittlichen Begriffe in der öffentlichen Meinung untergraben können. Er vergaß sich und hat zu früh

den Ton eines Siegers angenommen. Hingerissen von seinem Character und seinen kleinlichen persönlichen Beziehungen wollte er sogar nicht einmal mehr die äußere Schicklichkeit bewahren. Ein Theil der Bourgeoisie gerieth in Furcht, als er diese petersburger Manieren des Ministeriums sah. Vielen schien eine Erweiterung des Wahlrechts unumgänglich. Die Broschüre von Duvergier de Hauranne drückt diese Nüancen eines gemäßigten Fortschritts ziemlich gut aus. Das Ministerium fürchtete sie nicht. Man mußte wirklich mit eignen Augen den verächtlichen Ton sehen, die wegwerfenden Redensarten hören, mit welchen Guizot den Reformisten antwortete, wenn sie ihn zwangen, die Tribüne zu besteigen, man mußte sehen, wie er dem talentlosen Aufbrausen Odilon Barrot's seine talentvolle Impertinenz entgegen setzte. Manch Mal hörte man noch eine andere, wie aus den Tiefen der Erde hervordringende Protestation gegen das Bestehende, das war ein Weheschrei, der sich aus einer tiefbedrückten Brust erhob. In diesem Stöhnen lag eine dunkle, aber fürchterliche Drohung; man hörte es weder in der Kammer, noch im National, noch in der Reforme, aber in den Ateliers und in den Faubourgs, manch Mal auch in den Assisen. — Die Gazette des Tribuneaux schrieb ihn in ihre Chronik ein, ohne zu wissen, was sie that. Von

der Bank der Angeklagten hörte man manchmal schreckliche Beschuldigungen gegen die absurde Organisation der Gesellschaft, welche den ohne einen Groschen gebornen Menschen zum Laster zwingt und sich dann an ihm rächt, indem sie ihre eigene Infamie mit Galeeren und Ketten straft. Die unglücklichen Verurtheilten haben oft zum Abschied schreckliche Worte ausgestoßen; aber wer beachtete sie?

So standen die Sachen vor der Revolution, so fand ich Paris im März 1847.

Ich kann Ihnen das schwere, krankhafte Gefühl nicht beschreiben, welches sich meiner bemächtigte, als ich mich in diese mir neue Welt einlebte. Wir sind gewohnt, mit dem Worte Paris die Erinnerung an die großen Ereignisse, die großen Männer, die großen Massen von 1789—1794 zu verbinden; es erinnert uns an den kolossalen Kampf für den Gedanken, das Recht und die menschliche Würde, der später, wenn auch nicht auf öffentlichem Platze, doch mit andern Waffen an demselben Orte fortgesetzt wurde. Der Name dieser Stadt ist eng mit den schönsten Hoffnungen der Zeitgenossen verbunden. Mit Herzbeben trat ich hinein, mit der Schüchternheit, mit der einst die Christen in Jerusalem und Rom eintraten. Und was fand ich dort? Nur das Paris, welches in den Jamben Barbier's und in den Romanen Sue's so

treu gezeichnet ist. Ich war verwundert, erstaunt, bestürzt, mir grauste, denn es blieb mir nichts übrig, als nach Havre zu gehen und mit dem ersten Schiffe nach New-York abzusegeln. Bedenken Sie, daß das unsichtbare Paris der geheimen Gesellschaften und der Arbeiter, dieser Märtyrer der Idee und des Lebens, für den Ausländer nicht existirte, da sie durch die schimmernden Decorationen einer erkünstelten Ruhe und eines allgemeinen Reichthums in den Hintergrund gedrängt waren. Das sichtbare Paris stellte den äußersten Gipfel der sittlichen Corruption und der geistigen Erschlaffung, der Leere und der Kleinlichkeit vor. In der Gesellschaft herrschte die vollkommenste Theilnahmlosigkeit gegen Alles, was aus dem kleinen Kreise des Gemeinen, Alltäglichen hinausging. Die Franzosen mittlern Standes haben mit einzelnen Ausnahmen eine Art von civilisirter Ignoranz, einen Schein der Bildung bei vollkommner Abwesenheit der Sache. Dieser Schein trügt anfangs, aber bald beginnt man, die unglaubliche Beschränktheit der Begriffe zu unterscheiden. Ihre Geistesforderungen sind so leicht zu befriedigen und so wenig verwöhnt, daß für einen Franzosen ein Paar Dutzend Sentenzen und Gedanken von Voltaire oder Chateaubriand, von Pascal oder Rousseau oder von beiden zusammen vollständig hinreichen, um ruhig seinen Zweifel zu lösen

oder seine Moralität auf einige zwanzig Jahre zu begründen; dem fügt er einige praktische Regeln aus einer süßzubereiteten Moral à la Genlis genommen, einige Traditionen hinzu, die er verehrt, ohne selbst daran zu glauben, und ohne sich Rechenschaft darüber abzulegen. Der Franzose hat keinen Trieb, weiter zu gehen, tiefer zu steigen; er hat aber auch nicht die Kraft dazu. Seine Denkkraft hat weder Initiative noch wirklichen Muth; er gelangt zu einer großen Gewandheit durch Routine und Uebung. Fordern Sie aber nicht, daß er die Grenzen dieser Uebung überschreite. Nehmen Sie z. B. alle diese Roué's unter den Roué's, wie Thiers oder einen Marrast, und sehen Sie, mit welchen Waffen sie den Socialismus bekämpfen, dann werden Sie einen Begriff von dem haben, was ich sage. Sie sind geschickt und voller Geist in einem gewissen Kreise; außerhalb der Grenzen desselben sind sie trivial und unbeholfen. Lesen Sie ihre Einwürfe gegen Proudhon und Andere und Sie werden sehen, daß sie die Principien des Socialismus nicht im Geringsten begriffen haben und daß sie in ihm nur den furchtbarsten Feind der heutigen Gesellschaft erblicken. —

E i n e Leidenschaft beherrschte und absorbirte alle Gedanken und die ganze Thätigkeit des Mittelstandes: Bereicherung und Geldspeculationen. Minister und

Schauspielerinnen, Literaten und Deputirte, Journalisten und selbst alte Aristokraten: Alles agiotirte. Diese Leidenschaft in Verbindung mit dem bekannten Geize der Franzosen hat in ihnen nicht nur die Liebe zur Wahrheit, zum Nächsten, sondern auch das Gefühl der eigenen Würde verzehrt. Die Herausgabe eines Journals, die Wahl eines Deputirten, ein Votum in der Kammer waren bloße, kaum von einigen bekannten Phrasen verhüllte Handelsgeschäfte. Die Macht der Banquiers in allen Staatsangelegenheiten war unerhört, die Minister fürchteten mehr als Alles eine Entzweiung mit den Kapitalisten. — Der Engländer ist auch ein guter Rechenmeister, er ist ein Kaufmann, der Gewinn bestimmt auch für ihn das Ziel aller seiner Unternehmungen, das ist sein Geschäft, seine Thätigkeit; aber sobald der englische Kaufmann seine Bücher zuschlägt und die Geschäfte des Tages beendet, wird er selbst zu einem Consumator, spricht nicht ewig von Geld-Angelegenheiten, will auch leben und wirft fröhlich seine Guineen weg. Der Engländer hat seine Launen, seine Passionen und unterwirft sie nicht der Berechnung. Der Franzose, einmal in die Geldgeschäfte hineingerissen, verliert alle Wünsche und alle Leidenschaften; er vergißt bei keinem Falle seine finanzielle Seite, er ist im Voraus durch die Furcht bestochen, einen Geldverlust zu erleiden.

Vielleicht ist dies ein gutes Zeugniß dafür, daß die ausschließlich kaufmännische Sphäre dem Franzosen nicht naturgemäß ist, denn er verliert in ihr gleich allen Takt und alles Maß; vielleicht ist auch diese Geldsucht etwas sehr Vergängliches, vielleicht ist sie die letzte monstruöse Blüthe, welche die Bourgeoisie vor ihrem Tode treibt. Ich weiß außerdem, daß sie nicht immer so tief gesunken war, aber ich bestehe darauf, daß ich sie so in Paris antraf. —

Fügen Sie jetzt zu dieser Gewinnsucht noch eine andere Leidenschaft hinzu, eine unersättliche Stellenjägerei, von welcher die Politiker aller Parteien angesteckt sind. Später haben wir gesehen, mit welcher Wuth sich die Redacteure des National und der Reforme auf die Aemter warfen, und wie hoch sie Tags darauf die Nase trugen, die noch von Druckerschwärze nicht ganz rein war. Bei dieser moralischen Corruption der Bourgeoisie, bei der Unwissenheit der Bauern, bei der sehr verdächtigen Reinheit der Opposition und der liberalen Partei, bei den schrecklichen Mitteln der Verwaltungs-Centralisation konnten die Minister Louis Philipp's ruhig ihre Thätigkeit fortsetzen, wenn sie nur den Schein der Legalität wahrten. Aber dies ist dem französischen Geiste ebenfalls ganz fremd. Aufrichtig gestanden, gefällt mir das. — Der Franzose kann nicht wie der Eng-

länder bei den pharisäischen Auslegungen des Buchstabens der Gesetze stehen bleiben, er kann sich nicht mit dem Erfolge des Sieges begnügen, er will dazu noch den äußeren Triumph, die Erniedrigung des Gegners. Dieser seiner Seits hätte vielleicht den Verlust ertragen, aber er erhebt sich wegen der hinzugefügten Beleidigung. Der freche Ton des Ministeriums war ein großer Fehler und dazu beging es noch einen andern; es fiel in dieselbe Falle, in welche alle Conservateurs gerathen; es wußte seinen Feind nicht zu würdigen und zu schätzen, es mißkannte die standhafte Hartnäckigkeit der Republikaner, die immer, sobald sie heute nur aus dem Gefängnisse entlassen wurden, morgen bereit waren, eine neue Verschwörung anzustiften; es verachtete die Arbeiter nach dem Siege in Lyon und beim Kloster St. Mery, es zweifelte nicht, daß die Armee und die National-Garde jeden Versuch zum Aufstande ersticken würden — und es täuschte sich aller Orten. Nicht umsonst sprach Louis Philipp immer kopfschüttelnd von Paris und seinen liebenswürdigen Vorstädten; der alte König hatte mit eignen Augen die Sectionen der ersten Revolution und die Vorstädter von St. Antoine und Marceau gesehen, als sie in den Jakobinerclub zogen, wo der junge Egalité als Thürhüter aufgestellt war. Deshalb hatte der König mehr Zweifel als Guizot, der

eigentlich Frankreich erst nach der Einnahme von Paris durch die Ausländer kennen lernte. Zu dem Allem vergaßen sie, daß die siebzehnjährige ununterbrochene Predigt von dem grobsten Egoismus und dem Cultus der materiellen Interessen dem Juli-Throne keine besonders eifrigen Vertheidiger heranbilden konnte. —

Im October 1847 ging ich nach Italien, Paris in der traurigsten Lage zurücklassend. Für den 24. Februar war noch nicht die geringste Hoffnung vorhanden. Die Zeitungen glichen einer Zuchthaus-Chronik und enthielten nur Bagno-Anekdoten: Diebstahl, Verkauf der Pairie und der Ehrenlegion, Bestechung der Minister, Meuchelmord in den Boudoirs der Aristokratie, falsche Spielkarten in den Tuilerien, Beraubung der Staatswaldungen durch den König, ein Minister der Justiz in einem öffentlichen Hause abgefaßt, und „wie" abgefaßt, ein Sohn des Königs von einem alten General für sein unanständiges Betragen die Treppe herab geworfen: das waren die schönen Themata, von denen die ganze Welt sprach. Das Pariser Volk, das nie sein sittliches Gefühl verloren hat, war tief beleidigt, aber die Minister bekümmerten sich nicht darum, denn die Kammer der Deputirten antwortete auf die gegen jene gerichteten Anklage-Acte und Documente dadurch, daß sie ihnen

mit ungeheurer Majorität ihre Zufriedenheit aussprach. Nach meiner Abreise gingen die Dinge noch schlechter. Acht Zeitungen, eine nach der andern, wurden zur Untersuchung gezogen. Sie erinnern sich, in welche Lage Guizot Frankreich gegen Ende 1847 brachte. Aller Einfluß auf Europa war durch die kleinen dynastischen Interessen verloren gegangen, alle Sympathien der Nation waren geopfert, um für die spanische Heirath Verzeihung zu erlangen, Frankreich konnte sich sogar nicht einmal auf der Höhe erhalten, auf der es vor 10—12 Jahren gestanden, es sank zu einem Staate zweiten Ranges herab, die Regierungen hörten auf, es zu fürchten, die Völker fingen an, ihm weniger Liebe zu schenken. — Die beschränkte Bourgeois-Politik, die den Frieden über Alles stellte und die unmögliche Theorie der Nicht-Intervention zum Schlüssel des Gewölbes machte, hinderte indessen Guizot nicht, Frankreich mit einer öffentlichen Intervention in die portugiesischen Angelegenheiten und mit einer geheimen in die Schweizerkämpfe zu beflecken. In beiden Fällen spielte Frankreich wieder dieselbe Rolle, welche es im Jahre 1822 in Spanien unter der verhaßten Restauration gespielt hatte, die Rolle einer im Interesse des Absolutismus unternommenen militairisch-polizeilichen Expedition. Palmerston richtete Portugal aus Höflichkeit für die Königin Victoria zu

Grunde, Guizot half aus Höflichkeit für Palmerston. Die Tagsatzung der Schweiz antwortete mit entschiedenen Noten auf die Intervention des französischen Gesandten. Nach der Einnahme Luzern's ließ man öffentlich Kanonen ausstellen, welche der französischen Artillerie gehörten und heimlich dem Sonderbund zugesandt waren. Um das Maß dieser saubern Politik zu füllen, fehlte nur noch Eins: das Bündniß mit Oesterreich gegen Italien, und wirklich, alle Sympathien des französischen Cabinets waren für den Status quo in Italien. Guizot kanzelte unaufhörlich Pius IX. herunter und fand sogar, daß Karl Albert in seinem Liberalismus zu weit ging. Der französische Gesandte in Turin protestirte dagegen, daß man in Genua die Erlaubniß zum Druck von National-Liedern gegeben, in denen respectwidrig von den Oesterreichern gesprochen wurde. Ein Bündniß mit Rußland war einer der Lieblingswünsche Guizot's. Man machte der russischen Regierung alle möglichen Avancen, man wieß Herrn Bakunin auf die erste Forderung des russischen Geschäftsträgers aus, man erlaubte dem Fürsten Czartorisky nicht, im Kreise seiner Freunde seinen Namenstag zu feiern. Bei alledem dürfen Sie den Charakter eines geadelten Bourgeois nicht vergessen, welchen die aus den Barricaden hervorgegangene Regierung und die von dem Katheder herabge-

stiegenen Minister annahmen. Die aristokratischen Sympathien sind einem Tory-Ministerium ganz natürlich, es prahlt nicht damit, das sind seine beständigen Gesinnungen. Die auf die Spitze getriebene Bereitwilligkeit, mit welcher Guizot allem Aristokratischen die Hand reichte, seine Sorge, den revolutionairen Ursprung des Thrones von 1830 zu verwischen und sich für einen Lord-Tory und Conservativen auszugeben, war mehr komisch als traurig. Dem französischen Ministerium, wie allen Parvenu's gelang es indessen trotz aller Anstrengungen und Apostasieen nicht, sich mit den Würdeträgern des alten aristokratisch monarchischen Europa's auf denselben Fuß zu stellen. Rußland hatte bis Ende 1847 nur einen Geschäftsträger am Pariser Hofe. Dabei mußte man aber sehen, mit welcher Freude, mit welcher Dankbarkeit Guizot dem Fürsten Metternich die Hand reichte, als dieser sie ihm gnädig darbot. Michelet hatte doch Recht, als er in einer seiner Vorlesungen sagte, daß kein Staat tiefer fallen konnte. —

Um Ihnen den Geist der Administration unter Louis Philipp einiger Maßen zu characterisiren, werde ich Ihnen eine, wenn auch nicht wichtige, doch passende Thatsache mittheilen, die sich im Herbste 1847 ereignete. Ein Schuhmacher zahlte seinem Arbeiter 2 Franken weniger als ihm zukam; daraus entstand

Streit zwischen dem Meister und den benachbarten Arbeitern. Er endigte damit, daß diese die Scheiben im Magazin des Schusters einschlugen. Die Polizei machte daraus eine Emeute, einen Aufstand, sie stellte Pikets in der Straße St. Honoré auf, umringte das Haus mit Municipalen und schickte Abends starke Patrouillen in den Straßen auf und ab. Dies war mehr als genug, daß eine Masse unbeschäftigter Menschen an Ort und Stelle strömte. Diese Menschenmasse vergrößerte sich Tag's darauf noch mehr, als man die Polizei immer noch dort bemerkte. Es ist ein alter Kniff der französischen Polizei, unvorbereitete Aufstände hervorzurufen. Er wurde schon vom Directorium und den ersten Consul, von beiden Restaurationen, wie auch jetzt von der Republik angewandt. Die Polizei begann die herbeigelockten Massen in ihrer beliebten Weise fortzujagen, indem die Municipalen Kolbenstöße und die verkappten Agenten Riemenschläge austheilten. Menschen, die zufällig vorbeigingen, wurden verstümmelt, Frauenzimmer mit Füßen getreten. Das konnte natürlich von der andern Seite nicht ohne Repressalien enden. Die Polizei, aufgebracht über den Widerstand, griff 300 Menschen heraus und schleppte sie in ein Gefängniß. Man stellte sie wegen Fenstereinschlagens vor das zuständige Zuchtpolizei-Gericht, also nicht vor eine Jury, und

doch fand man keinen einzigen Schuldigen unter ihnen. Es war ja auch klar, daß diejenigen, welche die Scheiben eingeschlagen hatten, nicht dageblieben waren, und daß diejenigen, welche nach Ankunft der Polizei herzuströmten, wegen Anwesenheit derselben nichts einschlagen konnten. Das Gericht, ohne Jemanden zu verurtheilen, hielt es für nöthig, funfzig Arbeiter aus Frankreich auszuweisen, weil sie als Ausländer die französische Gastfreundschaft dadurch mißbraucht hätten, daß sie einem Straßenkrawall nicht fern geblieben. Viele von den in die Angelegenheit Verwickelten und Freigesprochenen beklagten sich laut über die empfangenen Hiebe und das freche Verfahren der Polizei. Der Präsident antwortete ihnen, daß ihm die ihnen zugefügte Unbill sehr leid thue, daß er weit entfernt sei, die unbedachte Aufführung der Polizei zu rechtfertigen, aber daß man auch berücksichtigen müsse, daß es in solchen Fällen viel Unordnung und Verwirrung gebe, und daß es sehr zu wünschen sei, daß die Herren aus diesem Falle eine gute Lehre für die Zukunft zögen und sich zur Regel machten, nie in einer Straße stehen zu bleiben, wo ein Volksauflauf Statt finde. Freut sich nicht Ihr Herz, tapferer General-Polizei-Meister von Petersburg und wackerer General-Polizei-Meister von Moskau? Partout comme chez vous!

Sie erinnern sich der Reihe der Ereignisse, die zum 23. und 24. Februar hinführten. Ich werde sie ganz leicht berühren. Die Zeit der Geschichtsschreibung für diese Umwälzung ist noch nicht gekommen. Wir kennen noch zu wenig, was sich hinter den Coulissen ereignete, und die officielle Seite ist ans den Zeitungen und Flugschriften noch zu frisch in unserm Gedächtniß.

Die Kammer von 47/48 trat zusammen. Ihre Mehrzahl war noch compakter für's Ministerium als das letzte Mal. Guizot zeigte, anstatt der Opposition zu antworten, mit der Hand auf seine treue Cohorte. Auf parlamentarischem Wege konnte man schwerlich etwas gegen das Ministerium ausrichten, doch begannen die Sitzungen mit mehr Spannung, als es gewöhnlich der Fall war. Die Erscheinung Lamartine's auf der Tribüne war ein Ereigniß. In den letzten zwei Jahren hielt er sich in der Ferne, erwarb sich einen großen Erfolg mit seinem mittelmäßigen Roman über die Girondisten und mit seiner Rede in Macon. Man hielt ihn für einen sehr reinen Menschen, weil er gar nichts that. Seine Rede erschütterte das Ministerium im Verein mit einer andern, welche von einem Manne gehalten wurde, der von keinem Menschen geachtet war. Thiers sprach etwas in der Art eines Todesurtheils über die auswärtige

Politik des Ministeriums: Der freche Guizot brach zusammen unter der Schwere dieser Reden, seine Majorität außer Acht lassend, wollte er mit seinem Talente den Sieg erringen. Das gelang ihm manches Mal; für dieses Mal aber war seine Rede ungeschickt und blaß. Er selbst sah es ein und entschuldigte sich mit einem Katarrh. Erniedrigt als Diplomat und Politiker, beleidigt als Redner, erliegend unter den Reden des süßrednerischen Versemachers und des politischen Taschenspielers, konnte er sich vielleicht noch mit einem parlamentarischen Kniff heben; aber sein Loos war das des sterbenden Löwen in der Fabel, er mußte den bittern Kelch der Erniedrigung bis auf die Neige trinken, er mußte in dieser Sitzung seinen letzten Kranz, der seiner Quäkerphysiognomie so gut stand, den Kranz der Unbestechlichkeit verlieren. Viele hielten Guizot, ohne ihn zu lieben, für einen rechtschaffenen Menschen, für einen kleinen Strafford, für einen Mann, der von seinem systematischen Doktrinarismus ehrlich fortgerissen würde. Man verwechselte ihn nicht mit Subjecten wie Duchatel und Hebert. Und das wußte Guizot. Denken Sie, was mit ihm vorgehen mußte, als der beschränkteste aller existirenden Menschen, Odilon Barrot, diesen weißen Unschuldskranz von seinem weißen Haupte riß, indem er bewies, daß Guizot sieben

Jahre lang nicht nur den Verkauf der Aemter geduldet, sondern daß er selbst einen väterlichen Antheil an deren Bedingungen und Erfüllung genommen.

Nach der Antwort auf die Königliche Rede kam die unvermeidliche Frage über das Bankett- und Versammlungsrecht zur Sprache. Es versteht sich von selbst, daß eine solche Frage in Nordamerika oder England nicht einmal vorkommen konnte, da sie in jedem Lande mit freien Institutionen zum Voraus gelöst sein muß. Bei den Franzosen ist nichts voraus entschieden und Alles hängt vom gegebenen Moment ab. In Frankreich geht man mit der größten Leichtigkeit von der Ultra-Demokratie zum Absolutismus über, man hat nichts fest Errungenes, heute geht verloren, wofür man gestern kämpfte. Einer Seits ist es gut, denn es ist ein Beweis, daß Frankreich sich bei nichts aufhalten kann, und doch ist die Bewegung die Hauptbedingung der Entwickelung. Die Minister, sich auf ihre große Majorität stützend, wagten ein Gesetz gegen das Bankettrecht vorzuschlagen. Die Opposition war unwillig und protestirte ziemlich energisch, die Mehrzahl antwortete ihr mit der Urne; das Gesetz wurde angenommen. Dieser Triumph war aber finster. Die Heerde der ministeriellen Deputirten fing an, sich zu fürchten, die öffentliche Meinung war gegen sie, sie sahen voraus,

daß ein solches Gesetz nicht so ohne Weiteres vom Volke angenommen werden würde, sie waren bereit, das Ministerium zu verlassen, wenn man ihnen einen ehrenvollen Rückzug verspräche. Die Opposition ihrer Seits war auch nicht ganz in kriegerischer Stimmung. Schüchterne, ängstliche Seelen, die vor dem Angriff schon an den Rückzug denken, wie Odilon Barrot, und Intriguanten, die immer etwas später zu kommen lieben, um jeden Falls zu gewinnen, wie Thiers, waren bereit, nicht auf das Bankett des 12ten Arrondissements zu gehen. Andere hoben den Handschuh auf, den das Ministerium der Opposition hinwarf. —

Sie wissen, was am 22. und 23. vorging. Die Soldaten waren traurig, die National-Garde nicht zuverlässig. Durch die Haltung der Truppen erschreckt, gab der König nach und änderte das Ministerium. Paris bereitete sich schon zum Triumphe über das Ministerium vor, als Menschen, die etwas weiter sahen, eine solche günstige Gelegenheit, bei der die National-Garde auf Seiten des unzufriedenen Volkes stand, nicht ungenutzt vorübergehen lassen wollten. Diese Menschen organisirten den berühmten Spaziergang auf die Boulevards, der mit der Salve am Hotel des Capucines und mit Barricaden in der ganzen Stadt endigte. —

Am Morgen des 24. Februar war es nicht schwer zu begreifen, daß die Regierung dieses Aufschwunges von ganz Paris nicht Meister werden würde. Umsonst trat Thiers seinen Platz an Odilon Barrot ab, umsonst ritt Odilon Barrot mit einer blauen Brille durch die Stadt, um dem Volke zum neuen Barrot'schen Ministerium zu gratuliren. Die Reform, selbst die Thronentsagung genügte schon nicht mehr. Hier und da sprach man von der Republik. Die Ereignisse überstürzten sich. Bugeaud war ärgerlich, daß man ihm das Bombardement von Paris nicht erlaubte; Emil Girardin machte Lärm im Kabinet des Königs und entließ ihn vom Throne, wie wenn er ein Setzer der Presse wäre, indem er ihm eine schon gedruckte Proclamation seiner Abdankung brachte. Der König bereitete sich zur Flucht, das Volk näherte sich den Tuilerien . . . .

Am Morgen dieses Tages waren die Bureaus der Reforme und des National von Prätendenten überschwemmt. Jemehr der Sieg des Volkes an Terrain gewann, desto größer wurde ihr Muth und ihre Verwegenheit. Sie konnten mit um so mehr Muße ihren Plan überlegen, wie sie sich der Bewegung bemächtigten, je weniger der größte Theil von ihnen wirklich an dem Antheil nahm, was auf den Straßen vorging. Diese Menschen, zurückge-

zogen in ein a parte, waren unglücklicher Weise die ersten, welche sich zur Aufgabe machten die noch nicht einmal gestellte Frage: Was soll man denn jetzt thun? zu lösen. Die Reforme wollte die Proclamirung der Republik, der National begnügte sich mit der Regentschaft und der Wahlreform; er schickte sogar im Namen der Regentschaft Garnier Pages zum Hotel de Ville. Von den Umständen überwältigt, stimmte aber Marrast bald der Republik bei und stellte gleich seine Liste der Mitglieder der provisorischen Regierung auf. Diese Liste wurde nach einer Berathung mit der Reforme, die ihrer Seits Ledru Rollin, Louis Blanc und Albert darauf setzte, angenommen. Der König saß schon im Wagen, der ihn nach St. Cloud brachte, die ersten Volks-Colonnen standen schon vor dem Carousfel-Gitter, die Herzogin von Orleans begab sich schon zur Kammer, als die beiden, das Vaterland rettenden Redactionen ihren Streit über die Namen endigten. Sie kamen zu keinen andern Maßregeln, als zur Vereinigung über den einen Punct, daß die Republik proclamirt werden müsse. — Sie waren so sehr mit ihren Intriguen beschäftigt, daß sie sogar nicht an den Druck der Affichen dachten. Proudhon, der zu keiner dieser Coterien gehörte und in die Bureaus der Reforme kam, um sich nach dem, was geschah, zu erkundigen,

setzte selbst, da keine Arbeiter anwesend waren, die erste Affiche und druckte sie ab.

Der Sieg des Volkes war vollständig; mit dem König verschwand die ganze Regierung. Die Minister liefen fort, nicht um das Loos ihres unglücklichen Herrn zu theilen, sondern um den Galeeren zu entgehen. Louis Philipp entfernte sich einsam, von Allen verlassen, ohne einen einzigen, ihm ergebenen Menschen, denn die Bourgeoisie weiß nicht, was Hingebung ist. Louis Philipp kannte das Volk, welches er siebzehn Jahre regiert hatte, so wenig, daß er es zur Vervollständigung seiner Schmach für nöthig hielt, seinen grauen Backenbart abzunehmen und den Tween eines englischen Schiffers anzulegen, um sich vor einer Verfolgung zu verbergen, die gar nicht existirte. Misere!

Die Deputirten saßen traurig in der Kammer, sie zitterten vor dem gerechten Grolle des Volkes, welches beinahe ohne Kampf siegte. Aber dieses Volk hatte keine Zeit gehabt, sich zu erbittern und vergaß, nachdem es einmal „Tod dem Guizot!“ geschrieen, dessen kleinere Spießgesellen. Ob das eben so gescheut als großherzig war, weiß ich nicht. Die Ministerbänke waren leer, man fragte den eintretenden Thiers, ob er Minister sei, aber er sagte kopfschüttelnd: „Die Fluth steigt, steigt!“ und verschwand.

Alle suchten Odilon Barrot; man fand ihn endlich im Ministerium des Innern, wo er sich damit belustigte, daß er selbst mittelst des Telegraphen ganz Frankreich von seiner glücklichen Ernennung zum Ministerpräsidenten unterrichtete. Er hatte keine Zeit gehabt, in der Kammer das Wort zu nehmen, als die Herzogin von Orleans mit ihrem Sohne eintrat. Im Hofe des Palais sah man ein kleines reichgeschmücktes Pferd; auf diesem sollte der kleine König durch die große Stadt reiten. Die Kammer war zur Annahme der Regentschaft ganz bereit. Dupin bat schon mit Thränen in den Augen, im Protokoll zu vermerken, daß die Herzogin auf der Brücke vom Volke mit Jubel empfangen sei. Sauzet, nicht weniger gerührt, ließ darüber abstimmen, als eine Masse Bewaffneter in die Kammer hineinstürzte. Sie kam ganz im rechten Augenblick, um dem Herrn Dupin ein Dementi zu geben. Sauzet ließ den Bewaffneten den Paragraphen des Reglements voresen, wonach allen Nicht-Deputirten der Eintritt untersagt sei. Die Discussion nahm bei der Anwesenheit dieser Gäste einen andern Charakter an. Marie machte den Vorschlag, eine provisorische Regierung zu ernennen, er stützte sich dabei auf die Nothwendigkeit, „starke Maßregeln zur Hemmung des wachsenden Uebels zu ergreifen

und die Anarchie zu bewältigen.“ Diese Rede, von der Furcht und dem Wunsche dictirt, eine Stelle in der Regierung zu erhalten, hat man dem Herrn Marie als einen revolutionairen Act angerechnet. Das Blut des Volkes wurde noch auf den Straßen vergossen, und diese vorsichtigen Leute ergriffen schon Maßregeln gegen die Sieger und wollten schon eine Regierung nicht für diese, nicht aus ihnen, sondern gegen sie bilden. Lamartine sprach in demselben Sinne, Odilon Barrot vertheidigte die Regentschaft. Laroche Jacquelin bemerkte, daß der Kammer jetzt nicht nur kein Recht zur Entscheidung der Regentschaft, sondern überhaupt gar kein Recht zustehe. „Wir sind jetzt nichts, gar nichts,“ sagte er. Diese Worte erbitterten die Centren. Die guten Leute dachten, daß der Thron fallen könne, aber daß sie doch an ihren Stellen bleiben würden. Sauzet machte dem Redner eine strenge Bemerkung, das war sein letzter Ordnungsruf!

Bald verschwand der ewige Präsident der Deputirtenkammer ganz; ein Mann, der mit den neu hereinbrechenden Massen in den Saal drang, legte das Gewehr auf ihn an, Sauzet bückte und versteckte sich hinter der Tribüne und ist bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden. Nach einer energischen, wirklich revolutionairen Rede Ledru Rollin's, brachte man

unter dem furchtbarsten Lärmen und Schreien des Volkes den Greis Dupont de l'Eure auf die Tribüne und ließ ihn die Namen der Mitglieder der provisorischen Regierung ausrufen. Der anwesende Haufe gab seine Zustimmung. —

Weswegen kam das Loos eines Volkes, das sich vor einem Augenblick befreit hatte, in eben diese Hände? Wußten diese Männer etwas von dem Willen dieses Volkes, von seinen Bedürfnissen, haben sie dafür gelitten, oder ihr Blut dafür hingegeben, haben sie etwa seine Schlacht mit ihm gewonnen oder hatten sie vielleicht einen neuen fruchtbaren Gedanken und faßten sie das Uebel, welches die ganze sociale Organisation verzehrt, tiefer, hatten sie Mittel gefunden, dies Uebel zu beseitigen? Nein, Nein, — Nein! — Sie nahmen diese Plätze ein, weil sich Menschen fanden, die frech genug waren, nicht auf den Barricaden, sondern in den Zeitungsbureau's zu wählen und ihre Namen nicht auf dem Kampf- und Siegesplatze, sondern in einer besiegten Kammer auszurufen. Man ließ dem Volke keine Zeit, zu sich zu kommen. Die provisoriche Regieruug erschien vor ihm weniger als ein Candidat, denn als eine vollendete Thatsache.

Lamartine und die Menschen des National als Beherrscher der Situation waren ein wirklich

großes Unglück für Frankreich. Und was konnte denn aus einer von vornherein zweiköpfigen Regierung hervorgehen? Ledru Rollin wollte, koste es was es wolle, eine politisch-demokratische Republik begründen, Lamartine wollte die Revolution nur einzäunen; Ledru Rollin trat in die Regierung, um weiter zu drängen, fortzureißen; Lamartine, um der Bewegung ein Bein zu stellen, um ihr einen Hemmschuh anzulegen. Ledru Rollin wollte die Revolution nach Belgien, Deutschland und Polen tragen, Lamartine schrieb im März seinem Agenten in der Schweiz, daß er mit der Anerkennung der Republik nicht zu sehr eilen solle. — Lamartine und die Menschen des National, gewöhnt an die kleinliche, parlamentarische Weise der Opposition und an die ungefährliche Tapferkeit der Zeitungen, nicht weiter gehend, als bis zu revolutionairen Toasten auf den Banketten, waren ob ihres Erfolges in Angst gerathen. Nie haben sich diese Menschen so hoch geschätzt, um sich eines Sieges für würdig zu halten, er fiel ihnen wie ein Platzregen auf den Kopf. Ist es denn da sonderbar, daß ihr erster Gedanke contrerevolutionair war? Sie konnten nicht schnell genug das Volk bändigen, sie konnten nicht schnell genug aus der Revolution herausleiten, sie konnten nicht schnell genug Ruhe und Ordnung herstellen. Warum eilten sie denn so sehr? Weil sie die

Schwäche ihrer Schultern sehr gut kannten, weil sie als echte Bourgeois ein beleidigendes Mißtrauen gegen das Volk hegten, das sich so wunderbar großmüthig in diesen Tagen zeigte. Ich werde die banalen Lobeserhebungen nicht wiederholen, daß man beinahe nichts in den Tuilerien gestohlen hat, von mir werden die hartherzigen Narren, die einige kleine Diebe erschossen, keine Belobung hören, die drakonischen Züge der bourgeoisen Moral rühren mich nicht. Ich werde an etwas Anderes erinnern. Thiers, die Hälfte der alten Minister und Polizeidiener, alle Bankiers, alle Feinde des Volkes blieben in Paris und befinden sich wohl und gesund. Aus dankbarer Anerkennung dieses Volkes haben die Menschen, die sich ihm als Regierung aufdrangen, damit angefangen, ihm geheime Ketten zu schmieden und nur den königlichen Stempel darauf mit dem donnernden Wahlspruch der Republik geändert.

Wie kam es aber, daß die wirklichen Häupter der Bewegung, die damals im Hôtel de Ville saßen, eine solche heimlich in der Kammer gewählte Regierung annahmen? Wie kam es, daß man, als die Nachricht von der Ernennung der provisorischen Regierung in's Hôtel de Ville drang, sich, statt stolz nach dem Rechte der Wähler, nur hastig nach dem Namen der Gewählten erkundigte? Das kam daher,

weil die demokratische Partei noch ganz unreif war, weil sie nichts Fertiges in sich hatte, weil selbst der revolutionaire Theil des Volks noch so sehr an das Regiertsein gewöhnt war, daß er sich am Ende freute, eine Regierung zu finden, und sich mit Regenten begnügte, die man aus den Reihen der parlamentarischen und journalistischen Opposition wählte. Und dabei vergaß man, daß die Extreme des bourgeoisen Radikalismus gegen Guizot doch nur retrograd im Verhältniß zu den Forderungen des Proletariats waren. Als die neue Regierung zum Hôtel de Ville kam, wollte sogar Lamartine nicht sogleich die Republik proclamiren und sprach von einer Berufung an's Volk — und dennoch nahm man diese Regierung an. Man hat schon längst beobachtet, daß die Menschen in allen kleinen Dingen so gründlich bedächtig und klug sind, daß sie aber, sobald es sich um Lebensfrageu handelt, ohne vorgängige Ueberlegung Alles auf eine Karte setzen. Es scheint, daß die Völker auch so handeln. Die am weitesten Fortgeschrittenen, die sogenannten Montagnards, die Mitglieder des Clubs der Menschenrechte, die alle auf den Barricaden standen, waren unzufrieden, die Barricaden waren noch nicht abgenommen. Am 25. Februar bepflanzte man sie sogar mit Kanonen und steckte auf vielen öffentlichen Gebäuden die

rothe Fahne auf, die, bei den Menschen der Bewegung schon während des Kampfes ziemlich allgemein war. Eine finstere Masse bewaffneten Volkes stand vom frühsten Morgen an auf dem Platze vor dem Hôtel de Ville. Die Nacht schien ihnen guten Rath gegeben, und sie zur Einsicht gebracht zu haben, daß der Sieg ihren Händen wieder entrungen wurde; aber die Nacht gab der provisorischen Regierung auch Kräfte, und Sie wissen, wie Lamartine mit Gefahr seines Lebens die dreifarbige Fahne rettete, nachdem er, wie man sagt, vier und zwanzig Stunden für die rothe geschwärmt hatte. Sie sehen also, daß es kein Spaß war. Die Fahne des Volkes, die Fahne der Demokratie, die Fahne der künftigen Republik war zurückgestoßen, die Fahne der vergangenen Republik, die Fahne des Kaiserreichs, die nicht nur mit dem Blute des Marsfeldes, sondern mit dem Blute der ganzen Welt befleckt war, die Fahne, welche 17 Jahre lang über der Boutique von Louis Philipp wehte, die Fahne, unter welcher man das Lyoneser und Pariser Volk niederkartätschte, mit einem Worte, die Fahne der Bourgeoisie wurde zum Banner der beginnenden Republik. Diese Republik erklärte sich dadurch als bourgeoise, machte keinen Bruch mit der Vergangenheit, und wie nur die Bourgeoisie die Kunde von der Beibehaltung der

dreifarbigen Fahne hörte, öffneten sich alle Läden, es wurde ihr leichter um's Herz. Für diese Concession machte sie auch ihrer Seits eine, sie ließ sich zur Anerkennung der bescheidenen Republik herab. Die Republik war leicht erkämpft, denn man erlangte sie nur in Worten. Vielleicht wird das Wort auch die That bringen, vielleicht auch nicht. Es ist aber besser, zu hoffen. Und hier schließe ich diesen Brief. —

II.

Paris, 1. September 1848.

Mehr als zwei Monate sind seit meinem letzten Briefe vergangen. Es ist schwer, jetzt fortzusetzen, was ich damals angefangen habe. Ströme von Blut sind zwischen diesem und dem vorigen Briefe geflossen, Dinge haben sich ereignet, die ich, selbst in Momenten des bittersten Grames und des schwärzesten Pessimismus, in Europa für unmöglich hielt. Und sie ereigneten sich nicht nur, sondern sie sind so ganz alltäglich und gewöhnlich geworden, daß man sich nicht einmal mehr darüber wundert. Tief beleidigt blieb ich hier, um die Missethaten des Belagerungszustandes, der Deportationen und Militair-Gerichte bis zu Ende zu sehen. Wahrscheinlich wird diese schwere Lage sich doch in etwas Anderes auflösen, wahrscheinlich wird Jemand kommen, und die vollkommen hergestellte Ordnung benutzen . . . . . .

Heinrich V. . . . . . Louis Bonaparte . . . . oder dieser unglückliche Soldat, der aus einem Krieger ein Scharfrichter wurde und gewissenhaft Häuser, Menschen und Gedanken hinrichtete. Das ermüdete Volk wird Jeden mit Beifall empfangen, es will nur etwas Ruhe, es hat ja Alles in den Junitagen geopfert und Alles verloren. Jetzt will es seine Wunden heilen, seine gefallenen Brüder beweinen, und, wenn es möglich ist, sich ein Stück Brod erarbeiten. Armes, heroisches Volk, in welche verrätherischen Hände auch dein Loos fallen mag, aus meinem Munde wirst Du keinen Vorwurf hören. Sie hätten nur sehen sollen, wie traurig und niedergedrückt es nach den Junitagen wurde. Man kann nicht ohne Schauder durch die Stadt gehen, dort, wo es so bunt und lebendig zuging, dort, wo die Marseillaise vom Morgen bis zum Abend so hell erklang, schweigt Alles, die Verkäufer von Journalen unterstehen sich nicht, sie anzubieten. Blasse Menschen in Blousen sitzen vor ihren Thüren, traurig den Kopf auf den Arm lehnend, Weiber stehen da und weinen, sprechen mit gedämpfter Stimme, sehen sich um und halten inne vor jedem wohlgekleideten Menschen. Des Abends verschwindet auch das. Die langen Straßen sind leer, düstere Patrouillen mit scharf geladenen Gewehren schreiten mißtrauisch

durch sie hindurch. Auf den großen Straßen sieht man die Blouse beinahe nicht mehr. Die Nationalgardisten haben den Versuch gemacht, sie vom Tuilerien-Garten auszuschließen, was selbst zu den Zeiten Louis Philipp's nicht geschah. Das Volk duldet Alles, denn es ist besiegt und kennt seinen Sieger, es weiß, daß er vor nichts zurückschrecken wird, es weiß, daß die Croaten mild sind im Vergleich zur Bourgeoisie, wenn sie die Oberhand hat, wenn sie die Rechte des Kapitals, die Unantastbarkeit des heiligen Eigenthums vertheidigt. Das Volk duldet, aber in seiner Seele sammelt sich ein schrecklicher Groll. Seine Lage ist so unerträglich, daß Massen von Arbeitern bitten, nach Algier verschickt zu werden, und Sie wissen, daß kein Volk die Auswanderung in so hohem Grade haßt.

Niemals ging der Schrecken von 1793 so weit als der jetzige. Ich will hier gar nicht davon sprechen, daß der Charakter, die Ursachen und Umgebungen damals ganz andere waren, und halte mich nur an die materielle Thatsache der grausamen Gewalt. Viele Köpfe sind auf der Guillotine gefallen, viele unschuldige — ohne Zweifel, wir kennen ja ihre Namen. Aber wen hat man in den Forts, auf dem Marsfelde füsilirt, aber wer fiel auf dem Carousselplatz uud in den Kellern der Tuilerien? .

Wir kennen Fouquier Tinville, Hermann und die andern Mitglieder des Revolutions-Tribunals. Wer waren die Richter der Juni-Opfer, wer richtete sie überhaupt? Und worin lag denn die Nothwendigkeit, sie nach dem Siege zu tödten? Warum dies Geheimniß, warum hat man dem Volke das Recht gestohlen, seine Märtyrer zu kennen? Hat denn das Comité der öffentlichen Wohlfahrt je seine Maßregeln verheimlicht? Selbst die September-Metzeleien hat man am hellen Tage verübt. Man untersuchte sogar die Gefängnißregister, wofür die Anekdote über die Herzogin Lamballe ein Beweis ist. Und wer hat bei diesen nächtlichen Hinrichtungen die Register untersucht, wer hat überhaupt Register geschrieben? Cavaignac? Lamoricière? Die waren nur Scharfrichter, Executoren des Willens der Versammlung, die unter dem Einflusse von Menschen wie Senard und Marrast handelte. Also Senard und Marrast? Nein! Sie waren nur der treue, nicht übertriebene Ausdruck der Bourgeoisie. Die Bourgeoisie also ist der Sünder! Ehrenwertheste Bourgeois, es ist endlich Zeit, nicht mehr von der rothen Republik und den blutdürstigen Jakobinern zu sprechen. Die Jakobiner hatten, als sie Blut vergossen, die feste Ueberzeugung, daß sie nicht anders handeln konnten, sie nahmen diese tragische Rolle mit Bewußtsein auf sich,

sie guillotinirten mit reinem Gewissen und legten ihr eigenes Haupt tapfer unter das Beil. Aber jene? sie rächten sich, sie rächten sich niederträchtig, grausam, gefahrlos, im Stillen. Achttausend Familien müssen die Deportationen und Sentenzen der Kriegsgerichte abwarten, um in Erfahrung zu bringen, ob ihre Väter, Brüder und Söhne füsilirt sind oder nicht. Der Schrecken von 1793 war großartig in seiner finstern Unerbittlichkeit. Ganz Europa stürzte sich auf Frankreich los, um die Revolution zu bestrafen, das Vaterland war wirklich in Gefahr. Der Convent befahl, die Statuen der Freiheit mit Trauerflor zu umhüllen und stellte die Guillotine als Wächterin für die Menschenrechte auf. Mit Entsetzen sah Europa diesen Vulkan und prallte erschrocken zurück als es seine wilde, mächtige Energie gewahr wurde. Der Schrecken wollte nur Frankreich retten und besiegte ganz Europa. Als seine Zeit vorbei war, fielen diejenigen, welche das fürchterliche Loos der Richter auf sich genommen hatten, auch ihrer Seits, sie mußten hingerichtet werden. Das war die Forderung eines tragischen Gesetzes der Wiedervergeltung. Ihre unschuldigen Köpfe fielen, und das erhobene Beil rostete . . . . . Jetzt aber ist das Vaterland nicht nur außer Gefahr, sondern es blüht sogar. Veröffentlicht denn nicht der Polizeipräfect

jede Woche, daß die Geschäfte wieder aufleben, daß der Credit wächst und daß Ruhe und Vertrauen sich ringsum verbreitet und mehrt? Wen retten denn diese Boutiquiers mit diesen Orgien? Von Seiten Europas hat man nichts zu fürchten, nach den Julitagen beeilen sich die Monarchen, die Republik anzuerkennen. Jetzt retten sie nichts mehr, denn sie haben schon das alte Geleise der Dinge gerettet; sie rächen sich jetzt für die Furcht, die sie ausgestanden haben, sie strafen das Volk für den frechen Anspruch, Menschen sein zu wollen, nachdem ihre Publicisten und Philosophen nun schon ein ganzes Jahrhundert davon geschrieben haben.

Welche schreckliche Lehre giebt uns dieser dreimonatliche Belagerungszustand! Da haben Sie dies Frankreich, welches die Freiheit so sehr liebt, dies Land der Propaganda, der Emancipation, der Revolution. Man hat ihm Alles genommen, was es erfochten hat, mitten in seinem Herzen, in Paris. Es hat nicht mehr das Recht, sich öffentlich zu versammeln; ein Gesetz, das Vereinigungsrecht sichernd, tödtet es hinterlistig; seine Freiheit der Presse existirt nur auf dem Papiere; seine Kinder schickt man ohne Richterspruch zu Hunderten auf die Ponton's, und das Alles thun sie pour le salut public. Wenn dem so wäre, lohnte es sich wirklich der Mühe,

einen Staat zu retten, der mit solchen Mitteln gerettet werden muß? So gehe er zu Grunde, er verdient es nicht anders! Das Volk wird nicht mit dem Staate zu Grunde gehen, und schlechter kann es ihm wahrlich nicht werden. Die abgeschmackten Einrichtungen, welche die Umwandlung republikanischer Formen in Kasernen-Despotismus ermöglichten, müssen untergehen. Was brauchen wir uns um sie zu kümmern? — Mit den bisherigen Institutionen wurden die Willkür, die Gewaltthaten, die Unterdrückung in ein System gebracht. Die öffentliche Meinung billigte sie.

Vielleicht wird Frankreich nicht nur hinter 1830, sondern selbst hinter 1789 zurückgehen. Wohin wird dieses Alles zuletzt führen? Das ist wirklich schwer zu sagen. Nach einem solchen Aufstande und einer solchen Niederlage wird das Volk sich lange nicht wieder erheben, es muß ausruhen, denn es hat alle seine Freunde, alle seine Führer verloren, und sollte es zu frühzeitige unglückliche Versuche machen, so wird es jedesmal besiegt. Und wer weiß, wie weit die Grausamkeit der Beschützer der Ordnung noch gehen kann? Bis jetzt sind sie vor nichts stehen geblieben. Das große Pariser Volk muß für einige Zeit die große Weltbühne, die es mit seinem Blute benetzt hat, verlassen, es muß sich in Geduld fassen. — O, wenn es nur

genug Geduld haben, wenn es gar nicht sehen könnte, was geschieht, wenn es alle Beleidigungen nicht hören, alle Schläge nicht fühlen könnte, dann hätte es Alles gewonnen! Ich weiß nicht, ob es das Banner des Socialismus auf die Pariser Börse pflanzen wird, aber ich kann Ihnen verbürgen, daß es für die Junitage, für den Verrath des April und März, für den Betrug im Hôtel de Ville, für Alles sich rächen wird, was man gegen das sich befreiende Europa unternahm. Ich weiß nicht, ob der Socialismus Sieger bleiben wird, aber der Besiegte in den Junitagen wird den Kampf auskämpfen. Vielleicht wird Frankreich und ganz Europa in diesem Kampfe untergehen, vielleicht wird dieser Welttheil der Barbarei verfallen, um seine durch die Civilisation verdorbenen Säfte zu erneuern. Es ist ja so schwer, den alten Adam auszuziehen. —

Abgenutzte, kleine, unreine Menschen! . . Vor mir liegt ein schreckliches Buch: der Bericht der Untersuchungs-Commission vom 15. Mai und den Junitagen. In diesen Sumpf von Schmutz, Verläumdungen und Denunciationen sind die Decemvirn der Republik von 1848 gefallen. Das Buch ist der National-Anger, auf den man die Ueberreste der Februarhelden geworfen hat. Sehen Sie alle diese stolzen Republikaner, die ihr Haupt so hoch trugen,

und aus der Reihe der Bürger so stolz hervortraten, um sich zu Regenten zu machen; sehen Sie, wie sie jetzt kläglich sich mit Denunciationen beeilen, um sich vom Verdacht eines Revolutionair's rein zu waschen. Sehen Sie, wie sie angstvoll das fürchten, womit sie einige Monate vorher prahlten. Die Unterhaltung unter Freunden, persönliche Mittheilungen, unbefangene Herzensergießungen, Alles das ist verrathen, man hat sogar die Gesten dabei nicht vergessen. O Ironie, o Ironie! Die reactionaire Versammlung wollte sich an den Republikanern rächen und ernannte Odilon Barrot mit boshaftem Spotte zum Präsidenten der Untersuchungs-Commission. Und dieser stumpfe, längst überholte Liberale aus den Zeiten der Restauration, den die Februar-Revolution an die Seite warf, dieser Mensch, welcher nie vergessen konnte, daß man ihm nicht einmal 24 Stunden das Glück gönnte, Minister-Präsident zu sein, dieser Mensch setzte sich schadenfroh und majestätisch als Richter der Revolution hin, er rief Lamartine und seine Collegen zum Verhör, und sie kamen, und Lamartine begann, wie ein Schüler, der von seinem Lehrer abgefaßt wird und verwirrt alle Mittel zu seiner Rechtfertigung anwendet, mit einem Gemein-Platze aus der Chrestomathie und endigte mit der Denunciation, daß in der provisorischen Regierung

kein Einverständniß geherrscht, und daß er stets die Rolle des weisen Vermittlers gespielt habe. Nach ihm kam auch der weißhaarige Arago, um in einer Viertelstunde seinen langjährigen physikalischen Ruhm zu untergraben, und das schmachvolle Brandmal eines Denuncianten auf sich zu laden. Und keiner von allen diesen Republikanern hatte die Dreistigkeit zu erklären, daß er solch' einen incompetenten Richter nicht anerkenne, einen Menschen, der am 24. Februar öffentlich in der Kammer gegen die Republik gesprochen, der Louis Philipp's Minister gewesen. Und keiner von ihnen hatte Mitleid mit der Revolution vom 24. Februar. Anstatt über die Anmaßung, sie zu richten, entrüstet zu sein, schleppten sie dieselbe vor die Inquisition eines Odilon Barrot und erzählten, in Gegenwart ihrer Feinde, alle ihre kleinen Cancan's. Und sie mußten nachher mit ihren eigenen Ohren aus dem unreinen Munde eines Bauchard den Anklage-Act gegen die Revolution anhören. Und sie hörten ihn wirklich ruhig an. Das ist fürchterlich, das hat keinen Namen. — Diese Menschen standen an der Spitze der Republik und war auch in ihrer Mitte ein Mann der nichts hinterbringen und das Loos der Angeklagten nicht noch verschlimmern wollte, so fand sich doch kein Einziger, der so viel Edelmuth und Entschiedenheit besessen

hätte, die ganze Wahrheit zu sagen. Und Keiner von ihnen fand in seiner Brust den Muth des Mitleidens, um ein Wort der Milde für die 8000 Opfer in den Gefängnissen auszusprechen, und die Hälfte ihrer Schuld auf sich und die Versammlung zu schieben. Weit davon entfernt, handelten sie jetzt wie in dem Halsband-Proceß, wo Jedermann wußte, daß nur eine Schuldige da war, die Königin, wo aber Niemand den Muth hatte, sie zu nennen. Niemand sprach ein Wort von den wirklichen Ursachen des 15. Mai und 23. Juni, sogar diejenigen schwiegen jetzt, welche vollkommen mit den Insurgenten übereinstimmten, welche ihnen den Sieg wünschten, ihnen hinter den Coulissen die Hand reichten und Hoffnungen machten. Die Insurgenten waren besiegt, die Versammlung allmächtig und nur Wenige haben sich enthalten, den unglücklichen Opfern ihres Glaubens an Frankreich und an die Montagne Verwünschungen und Schmähungen in ihre Casematten nachzuschleudern. Alle diese Menschen hatten das Gefühl der eigenen Würde so sehr verloren, daß sie sich nicht nur rechtfertigten, sondern selbst freche Fragen an sich stellen ließen, ja sie hatten die christliche Demuth, darauf zu antworten. Sie entschuldigten sich mit dem Gehorsam vor dem Gesetze. Eine leere Entschuldigung, um so unhaltbarer in diesem Falle, wo die Versamm-

lung gar kein Recht hatte, solche Untersuchungen anzustellen, Ausnahme-Gerichte anzuordnen und Deportationen ohne alles Gericht zu verfügen! Eine Polizei-Untersuchung der Geschichte, das ist ja lächerlich! Was heißt da der Gehorsam gegen das Gesetz? Das ist Sclaverei und Furcht. Voller Angst, daß man ihren Verkehr mit den Besiegten entdecke, haben die Montagnard's die Royalisten nicht verhindert, die schrecklichsten Maßregeln zu ergreifen. So laßt sie laufen, diese Feiglinge, daß sie sich vor Odilon Barrot rechtfertigen und ihre Freunde angeben, und ihm ihr peccavi ablesen. Vielleicht wird er und die großmüthige Versammlung ihre gute Aufführung berücksichtigen und sie begnadigen . . . . .

Doch kehren wir zu den Ereignissen zurück.

Die Republik war schüchtern, fast widerwillig von der provisorischen Regierung proclamirt. Sie machte dem bewaffneten Volke, das bereit war, den Kampf von Neuem zu eröffnen, dies Zugeständniß. Der Act der Proclamation selbst war sonderbar und erinnerte in seiner zweideutigen Sprache nur zu sehr an die diplomatischen Noten: „Die provisorische Regierung wünscht die Republik, wenn das Französische Volk sie bestätigen wird.“ Welche Behutsamkeit, welche Unsicherheit! Wer spricht denn eine

solche Sprache eine Stunde nach dem Siege? Am Morgen des andern Tages eine neue Proclamation, welche anzeigt, daß „die provisorische Regierung eine republikanische ist.“ Nach einigen Stunden kommt eine dritte, welche positiv verkündet, daß „das Königthum abgeschafft und die Republik proclamirt ist.“ Diesmal von der Berufung an's Volk kein Wort. — Die Revolution vom 24. Februar kam zu unverhofft, sie war ein Staatsstreich, ein 18. Brumaire Seitens der republikanischen Partei. In Frankreich fanden solche schroffe Krisen oft statt und hatten zu Zeiten großen Erfolg. Aber vergessen Sie nicht, daß es viel leichter ist, einen 18. Brumaire für die Gewalt zu machen als für die Freiheit. Die Gewalt bedarf nur der Anerkennung, der Formen, der Staatsmaschine; die Freiheit ist keine Realität, so lange sie nicht als Gedanke, als Glaube alle Lebenssphären einer Gesellschaft durchdringt. Die Republik war für Alle eine Ueberraschung, für diejenigen, welche sie feurig wünschten, und für diejenigen, welche sie noch feuriger haßten. „Ist denn das Alles nicht ein Traum?“ fragte Cremieux wirklich gerührt, als er den Advocaten in den ersten Tagen der Republik eine Rede hielt. Ja, Bürger Exminister, das war ein Traum, und daran liegt gerade das ganze Unglück. Jetzt sind wir erwacht und Sie

werden nicht mehr fragen, ob es ein Traum ist oder nicht? Wir schliefen süß, wir hatten schöne Träume, aber, wie nach Opium wachten wir auf, mit Kopfweh, mit Brustschmerzen, mit tiefem Widerwillen gegen das Leben und mit Haß gegen die Menschen. Ja, Alles war ein Traum! Mir scheint immer der König nur für ein paar Tage verreist zu sein; die Regierung wurde ohne ihn etwas schwächer, seine Diener entfernten sich auf kurze Zeit um auszuruhen. Jetzt, wahrscheinlich vor seiner Ankunft, kommen die letzten zurück, und fangen einen Proceß gegen die Februar-Unordnungen an, sowie sie alle andern politischen Processe in der Pairs-Kammer angestellt haben. Die zurückgebliebenen Bedienten haben übrigens nie geglaubt, daß es keinen König mehr gäbe; ehrfurchtsvoll ließen sie seine Schlösser und Gärten zuschließen und Niemand eintreten. Für wen? Das wissen sie nicht; sie folgen unwiderstehlich ihrem servilen Instinkte.

Alle Menschen, welche nach dem 24. Februar an der Oberfläche auftauchten, waren durch die ägyptische Sclaverei des Pharaonen von Orleans verderbt, sie richteten sich nur für die parlamentarische Opposition zu kleinen Expedienten ab, und waren weder einfach noch wahr. Freilich sind einer Seits die Individuen nicht Schuld, sie gingen aus einem

faulen Boden hervor. Die Menschen, ohne von den außerordentlichen Erscheinungen zu reden, dienen den schon vorhandenen Principien und Elementen als Leiter. Anderer Seits aber möchte ich sie doch nicht jeder Verantwortlichkeit überheben, das hieße sie nicht als Realitäten gelten lassen, sie verachten. Wir können alle menschlichen Handlungen mit der breiten Amnestie der geschichtlichen Nothwendigkeit bedecken; aber dadurch verlieren wir zugleich den ganzen Sinn der Persönlichkeit und tödten das dramatische Interesse der Geschichte völlig. Es thut mir leid, von diesen Männern so hart sprechen zu müssen, denn ich war gewohnt, ihre Namen in jener schönen Zeit zu hören, wo man noch hoffte, wo man so weit entfernt war, die Möglichkeit einer soldatesken Dictatur nur voraussetzen, die bis an den Hals im Blute angefangen hat, und bis an den Hals in Schmach fortfährt. Und eben dies Blut, eben diese Schmach fordern eine unerbittliche Beurtheilung heraus. Wir können uns jetzt von der Kenntniß der Consequenzen die sich offen zeigten nicht lossagen, wir können uns von der Gegenwart nicht lossagen, in deren Augen das unlängst Geschehene sich ganz anders gestaltet. Wir sehen jetzt die provisorische Regierung durch die Bayonnette des Belagerungszustandes und sie findet bei uns keinen Erlaß ihrer Sünden. —

Frankreich war auf die Republik nicht vorbereitet, das ist wahr; aber die Republik war eine Thatsache, das ist auch wahr. Was sollte denn in einem solchen Falle eine aufrichtige Regierung machen? Sollte sie denn nicht den Versuch wagen, die republikanischen Einrichtungen zu entwickeln, das Volk zur republikanischen Anschauung zu erziehen und wäre es selbst mit Hülfe einer willkürlichen, revolutionairen Dictatur geschehen. Die Möglichkeit dazu war vorhanden, die Regierung konnte sich auf Alles stützen, was in Paris demokratisch gesinnt war; aber zu solchen Dingen brauchte man den Glauben und die Energie eines Ausschusses der öffentlichen Wohlfahrt, und sie brauchte nur diesen Glauben, denn sie befand sich nicht in der schrecklichen Nothwendigkeit, sich mit dem blutigen Nimbus von 1793 zu umgeben. Unglücklicherweise war nur Ein Mensch in der provisorischen Regierung, der eine revolutionaire Ader hatte, Ledru Rollin. In ihm allein sah man den unruhigen Geist, der alles Alte untergräbt, der gegen die Tradition frech ist und am Niederreißen Freude findet. Aber Ledru Rollin faßte dennoch nicht den ganzen Umfang der revolutionairen Idee unserer Zeit auf. Louis Blanc, der Socialist der Regierung, der sich zum Prediger im Luxembourg machte, konnte Ledru Rollin nicht ergänzen. Auf der andern Seite

traf Ledru Rollin nur Widersacher, vielleicht hätte er auch mit ihnen fertig werden können, wenn er nicht Lamartine's Autorität gegen sich gehabt hätte. Der Charakter Lamartine's ist hauptsächlich weiblich, versöhnend, vor den Extremen zurückschreckend. Er bemühte sich, die entgegengesetztesten Richtungen zu vermitteln, weil er in sich noch mit nichts fertig war. In seinem Verstande, seinen Reden und seinen Schriften findet man den Mangel alles Entschiedenen, alles dessen, was streng definirt ist. Er reflectirte als Poet, er reflectirte als Politiker. Dieser Mensch entwickelte sich in einer fürchterlichen Zeit und blieb der Epoche seiner Blüthe treu. Das war nämlich jene Epoche, wo Frankreich, müde der erlebten Geschicke, seinem eigenen Genius untreu wurde. Der französische Gedanke, die französische Phrase nahmen etwas Schwärmerisches und Nebelhaftes an, sie sprachen sich nicht ganz aus, sie sehnten sich, „Alles zu empfangen und Nichts auszuschließen." Die mystische, wohltönende Hohlheit Chateaubriand's, der verwirrte Eklekticismus Cousin's traten an die Stelle der hellen Klarheit Voltaire's. Diese unnationale Periode entwickelte die Meditations-Poesie Lamartine's und die romantische Acrobatenschule Victor Hugo's. Lamartine kam niemals zu dem Verständniß, daß dies Schweben zwischen den Extremen, daß diese scheinbar

umfassende, principlose Gerechtigkeit für beide Parteien, entweder die größte Herzlosigkeit oder den egoistischesten Epicuräismus vorstellt. Lamartine fand in seiner Seele Töne, um die weiße Lilie, die Diener des Altars und Napoleon zu besingen. Dabei blieb er kalt und gab sich seinem augenblicklichen Gegenstand gar nicht hin. So schrieb er seine Girondisten, ses sensations à propos de la révolution française, wie ein Kritiker sie bezeichnete. Auf ein Mal zur Dictatur erhoben, fand er in seinem weichen Herzen Liebe für die Republik, Liebe für's Volk, sympathisirte mit der Hungersnoth des Arbeiters und mit dem Luxus des Reichen, hatte eine Thräne für die Herzoginn von Orleans und wohlwollende Worte für seine politischen Feinde. Er wollte auf dieser Höhe die poetische Ruhe des Friedens genießen und ging einer platten Stille entgegen. Sonderbar, daß dieser Mensch, der mit Allem sympathisirte, nur mit der Revolution nicht sympathisiren konnte, von ihren Sturmwogen auf die Höhe der Republik gehoben wurde. Mit seiner unentschlossenen Weichheit neutralisirte und entkräftete er beide auf die Republik eindringenden Ströme.

Die provisorische Regierung machte sich die Beruhigung des französischen Mittelstandes und der erschrockenen europäischen Regierungen zur Hauptsache. Sie wollte in der einen oder in der andern

Weise die Republik einrichten, in der einen oder in der andern Weise den Frieden gewähren und die Geister beruhigen. Sie gelangte zu ihrem Ziele. Sie fürchtete, sich von der vorhergehenden Ordnung loszureißen, denn sie hatte keinen neuen, organisirenden Staatsgedanken. Daher dieses widerwärtige Schwanken zwischen Conservatimus und Revolution; bald erschien ein Gesetz mit socialen Grundlagen, bald wurden völlig monarchische Maßregeln ergriffen, bald eine Copie der Verfügungen des Ausschusses der öffentlichen Wohlfahrt, bald ein Plagiat aus den kaiserlichen Ordonnanzen erlassen. Wenn sich etwas Gemeinschaftliches durch alle diese Acte der Gesetzgebung hindurchzog, so waren es die leitenden Principien der constitutionellen Monarchie. Diese Männer haben nicht ein einziges Mal an den wesentlichen Unterschied gedacht, der zwischen der neuen Republik und der alten Monarchie herrschen mußte, sie bildeten sich mit unglaublichem Leichtsinn ein, daß die Sache mit der Proclamirung der Republik abgethan sei. Haben sie das aber nicht gedacht, so waren sie Betrüger. Sie hatten keinen Glauben an ihre eigene That, deshalb haben sie dieselbe umgebracht, sie nahmen sich selbst für eine solche Zufälligkeit, für eine so vorübergehende Erscheinung, daß sie es nicht wagten, über die Form und Oberfläche der Sache

hinauszugehen. Sie umgingen jede schwere Aufgabe. Sie waren verpflichtet, die ersten Grundlagen einer demokratischen und socialen Einrichtung zu legen, aber sie wollten nicht die Verantwortlichkeit der Revolution übernehmen. Sie wiesen den Demokraten auf die zukünftige Versammlung als den Ausdruck des allgemeinen Stimmrechts, den Socialisten auf die Commission im Luxembourg; einstweilen wollten sie nur Eins: Straßenruhe und Polizei-Ordnung. Ihre schwachen Nerven fürchteten den revolutionairen Lärm, vielleicht auch die Schnelligkeit des revolutionairen Rechtsprechens.

Allgemeines Stimmrecht, Organisation der Arbeit wollte die Revolution von 1848, das wagte selbst die provisorische Regierung dem Volke nicht zu bestreiten. Aber der crasse Unverstand, mit dem sie ihre Aufgabe auffaßte, und die kalte, mechanische Weise, in der sie dieselbe durchführte, rief ein anderes, ungeheures Resultat hervor: den Tod der Organisation der Arbeit durch das allgemeine Stimmrecht.

Das allgemeine Stimmrecht ist bei der monarchischen Organisation eines Staates, bei der Theilbarkeit der Gewalten, bei der Religion der Volksvertretung, bei der polizeilichen Centralisation, der Armuth und Unwissenheit gar nicht zu gedenken, ein

ebenso großer optischer Betrug, als die Gleichheit, welche das Christenthum seit Jahrtausenden predigt. Die Conservativen schreckte nur ihre Beschränktheit, ihre Gewöhnung an den Wahlcensus so sehr von dem allgemeinen Stimmrecht zurück. Bei einer monarchischen Verwaltung ist es im Grunde nicht gefährlicher, als jede andere Art der Wahl. Das Wesen der Sache besteht gar nicht darin, daß die Menschen sich ein oder zweimal jährlich versammeln, um einen Deputirten zu wählen, und sich gleich wieder in die passive Rolle eines Regierten zu fügen, sondern darin, daß man das allgemeine Stimmrecht der ganzen socialen Hierarchie zu Grunde legt. Man hätte der Gemeinde und dem Departement überlassen müssen, ihre eigene Regierung zu wählen, man hätte die ganze Central-Executiv-Gewalt wählbar machen, man hätte alle diese ministeriellen Agenten abschaffen müssen, die mit einer heiligen Weihe von der centralen Bureaukratie in's ganze Land geschickt werden. Unsere Decemvirn waren weit davon entfernt, die Sache so aufzufassen, sie dachten sogar nicht einmal an imperative Mandate und an die Verantwortlichkeit der Mandatare für ihre Abstimmungen. Die polizeiliche Abhängigkeit aller Gemeinden und Städte von der ausübenden höchsten Gewalt gefiel ihnen zu gut, und sie wandten das allgemeine Stimmrecht nur

ausnahmsweise, bei der Ausübung eines einzigen bürgerlichen Actes an. Ledru Rollin allein verstand die Gefahr und die Absurdität der bevorstehenden Wahlen. Deshalb schickte er seine Commissaire und schrieb seine berühmten Circulare, die dem Volke den Sinn dieser republikanischen Wahlen beibringen sollten. Nichts konnte natürlicher sein, aber Sie erinnern sich, welchen Schrei der Entrüstung die ganze Bourgeoisie über diese Circulare erhob. Die Bourgeoisie hatte hier wie immer ihren reactionairen Instinct bewiesen, sie fügte sich der bittern Nothwendigkeit, der Anerkennung der Republik unter der Voraussetzung, daß man es mit ihr nicht ernstlich meine. Sie wußte recht gut, welches Resultat ein unorganisirtes allgemeines Wahlrecht in Frankreich liefern würde. Da kam auf einmal ein Mensch, der die schreckliche Gewalt eines französischen Ministers des Innern hatte, und sie anwandte, um die Schein-Wahlen zu wirklichen demokratischen zu machen. Die Entrüstung gegen Ledru Rollin war so groß, daß Lamartine ihn desavouirte. —

Die fatale Ungeschicklichkeit der provisorischen Regierung jagte sie, um nicht zu sagen von einem Verrath, von einem Fehler zum andern. Wären die Wahlen unmittelbar angeordnet worden, so hätte man denken können, daß unter dem Einfluß der

jungen Revolution Republikaner gewählt worden wären; hätte man die Wahlen für eine längere Zeit aufgeschoben, so hätte man viel auf das Volk, auf die Bauern einwirken können. Die Regierung that aber weder das Eine noch das Andre. Sie ließ gerade Zeit genug, um die Begeisterung sich abkühlen und die Reaction Muth fassen zu lassen. Sie machte nur eine Wahl-Reclame, das war die 45 Centimes Steuer. Die Absurdität dieser Maßregel übersteigt wirklich alle menschliche Einsicht. Die Bauern haben von der Republik eigentlich nur durch diese neue Steuer Kunde erlangt, nur in ihr empfahl sie sich ihnen. Die 45 Centimes wurden bald zur Fahne der Reaction. Aber, wird man einwenden, was sollte die Regierung in der Klemme, in der sie sich befand, anfangen? Alles, was Sie wollen, nur nicht dem armen Manne, der ohnehin schon durch die gesellschaftliche Ungerechtigkeit erdrückt wird, noch einige Heller abpressen. Woher bekam denn Cambon sein Geld? Damals herrschte der Schrecken. Gut! Aber woher nahm gegen Ende 1795 das Directorium 600 Millionen? Woher nahm neulich Sir Robert Peel Geld, als sich England in Verlegenheit befand? Robert Peel ist doch wahrhaftig kein Revolutionair! Blanqui's Club sah gleich die schrecklichen Folgen dieser Steuer ein, er schickte eine Deputation zur

Regierung; Garnier Pagès antwortete ihr, daß sie selbst die Ungeschicklichkeit dieser Maßregel einsehe und sie zu verbessern gedenke. Was war denn das für eine Verbesserung? Sie befahl, die 45 Centimes von allen denen nicht einzufordern, denen man die Bescheinigung ihrer Armuth ausstellen würde. Wenn das eine Ausflucht war, so ist Garnier Pagès ein schlechter Spaßmacher; wenn es sein Ernst war, so muß man ihn für einen Wahnsinnigen halten. Nicht nur in Frankreich, wo bei den Armen das Gefühl ihrer Würde so sehr entwickelt ist, sondern selbst in dem rohesten Theile Rußland's hätte Niemand aus einer solchen beleidigenden Ausnahme Nutzen gezogen. In solchen Fällen zahlen Alle, oder Alle zahlen nicht. So geschah es auch. Die Regierung war genöthigt, an manchen Orten zu den äußersten Zwangsmitteln zu greifen.

Das Pariser Volk und die Clubs sahen mit Entsetzen, daß die Regierung mit jedem Tage mehr und mehr vom Wege abwich; sie schickten ihr Abgeordnete, sie zeigten mit dem Finger auf die Gefahr, sie schrieen in den Zeitungen; aber die Regierung blieb fest auf dem Wege des Verderbens. Die Clubs stellten ihr die Ungereimtheit vor, daß man die alten königlichen Richter, welche 17 Jahre lang die Republikaner mit Hartnäckigkeit verfolgt hatten,

in ihren Aemtern ließ, die Regierung aber behielt sie. — Mit dem Wahlcensus fiel auch die ausschließlich bourgeoise Einrichtung der National-Garde. Jeder Bürger erhielt mit seiner Stimme ein Gewehr. Das bewaffnete Pariser Volk stellte eine imponirende Macht vor; Paris konnte damals nicht allein als die Hauptstadt, sondern auch als das Haupt-Lager der Demokratie gelten. Ganz Paris bewaffnend, fügte die Regierung die neue Masse der National-Gardisten in die alten Abtheilungen, anstatt die alte aristokratische Minorität in ihnen aufzulösen. Sie behielten sogar ihre Uniformen bei. Die neu Eingetretenen waren in Blousen, welche bald von den Uniformen unterdrückt wurden. Weshalb überhaupt die Beibehaltung des Uniformwesens, welches einen Bürger dem andern gegenüber stellt? Die Regierung ging in dieser Beziehung nicht weiter als bis zur Abschaffung der Pelzmützen. —

Was die Organisation der Arbeit betrifft, so hat die provisorische Regierung nie ernst daran gedacht, sich mit dieser Frage zu beschäftigen. Sie hatte dafür weder Plan, noch Meinung. Um sich der Aufgabe zu entledigen, schickte sie Louis Blanc und Albert als Präsidenten der Arbeiter-Commission an's andere Ende der Stadt. Sie gründete, freilich ohne nur die Beschlüsse dieser Commission abzuwarten,

die berühmten Nationalwerkstätten. Das that sie aber aus Furcht vor der schrecklichen Masse der Arbeiter, die weder Brod noch Beschäftigung hatten. Mochte die Luxembourg-Commission viel oder wenig thun, ihre Wichtigkeit läßt sich nicht bestreiten. Die sociale Frage wurde zu einer Staatsfrage erhoben. Solche Dinge vergißt das Volk nicht und mag man es noch so viel füsiliren und deportiren. Die provisorische Regierung war genöthigt, einen Palast für die Commission der Arbeiter zu öffnen. Es war wie die erste Kirche, die man den Christen im alten Rom gab; Louis Blanc war Priester in der neuen Kirche. Seine mitleidigen Reden mußten einigen Trost in die Herzen bringen, die so lange Mangel an Brod und Barmherzigkeit gelitten hatten. Es war sonderbar, diese Reden von der Höhe derselben Tribüne zu hören, auf welcher noch vor einigen Tagen der alte Pasquier hustete, dieser hinterlistige und seelenlose Repräsentant der absterbenden und zerfallenden Welt. Man brachte indessen in den Sitzungen wenig zu Stand, aber sie endigten manchmal mit einer allgemeinen Rührung. Das waren festliche Liturgien des jugendlichen Socialismus, sowie später die Banketts die socialistischen Agapien. Einst trat Lamartine vor dem Schluß der Sitzung ein. Louis Blanc hob sie auf, die Arbeiter gingen schon hinaus,

als auf einmal der kleine Blanc wieder auf seinem Schemel erschien und großen Lärm machte, um die Hinausgehenden anzuhalten. Alle blieben stehen, Louis Blanc nahm das Wort und sagte: „Meine Freunde, mein College, der Bürger Lamartine, theilt mir jetzt eben mit, daß er die Nachricht von dem Siege des aufgestandenen Wiener Volkes erhalten, daß Metternich sich nur durch die Flucht gerettet habe und daß die Revolution triumphire. Ich habe Sie angehalten, um Ihnen diese freudige Neuigkeit anzuzeigen. Es lebe die allgemeine Republik!“ — Die Reden von Louis Blanc machen bei wiederholter Lectüre einen traurigen Eindruck. Man sieht in ihnen eine theoretische Bücher-Civilisation. Da gibt es nichts Reelles oder Practisches, Alles gehört der Literatur an. Manchmal gelingt es ihm, hinzureißen, aber nie gelingt es ihm, zu helfen. Der Prediger des Socialismus glich denjenigen Predigern des Christenthums, welche in der vollkommensten Unbekanntschaft mit der Welt lebten, die Leidenschaften nur von Hörensagen schilderten und überzeugt waren, daß das Reich Gottes seiner Verwirklichung nahe sei. In allem unserem Beginnen verhindert die verdoppelte Civilisation die Fülle der Resultate: bald erscheint eine grobe absurde Thatsache, welche die Theorie biegt und krümmt, bald ein unanwendbarer

Gedanke, welcher ohnmächtig an der auf veraltete Gewohnheiten gegründeten Welt dahingleitet; Beide führen zu Mißgeburten, die keine Lebensfähigkeit in sich tragen.

Während dessen triumphirte die Reaction schon im Stillen, sie war ihrer Sache so sehr gewiß, daß der Marschall Bugeaud der Regierung den Degen aus der Rue Transnonain anbot, und daß Thiers seine Wahl zum Abgeordneten sicher erwartete. Die Regierung ergriff gar keine Maßregeln gegen diesen entschlossenen, unverbesserlichen Intriguanten. Im Innern meiner Seele hasse ich alle grausamen Maßregeln um so mehr, als ich sie für reinen Luxus halte, aber wäre es denn grausam, wenn man einige hundert, größtentheils reiche Menschen für eine gewisse Zeit Frankreich zu verlassen nöthigte, weil sie als offene Feinde der Republik bekannt waren und mit der gestürzten Regierung in engster Verbindung standen? Vielleicht hätten diese Maßregeln den cannibalischen Füsilladen und den gräßlichen Deportationen vorgebeugt. Es ist wirklich wunderbar, daß sogar Ledru Rollin, der alle alten Präfecten abdankte, die geheime Polizei und den Erben Vidocq's, Carlier, im Amte ließ. Oder geschah es vielleicht nur aus Wetteifer mit Marrast, der seine geheime Polizei hatte, wie Caussidière, der Chef der dritten geheimen

Polizei, erzählt? Ledru Rollin's Spione beobachteten Marrast, Marrast's Spione umringten Ledru Rollin, und Caussidière wußte jedes Wort von Marrast. Mit diesem Spiele belustigten sich die Decemvirn drei volle Monate lang. Lamartine seiner Seits besetzte alle diplomatischen Posten mit ganz verdächtigen Individuen, mit Bureau-Chefs von Guizot und geheimen Agenten der frühern Regierung. Lamartine's Manifest war schon feig und wässerig genug, seine Diplomatie und seine Diplomaten beruhigten die Regierungen völlig. In seinem Manifest sagt er selbst, daß Frankreich der Verzeihung Europa's für seine Revolution nicht bedarf. In der That suchte er mit allen Mitteln bei den europäischen Monarchen den Erlaß für die Sünde der Befreiung Frankreichs nach. Lamartine fürchtete die Coalition der Monarchen ebenso sehr, als diese die Coalition Frankreichs mit den Völkern. Man kann, ohne zu lachen, einen Menschen sehen, der einen andern fürchtet, aber zwei Menschen zu sehen, die sich gegenseitig fürchten, das ist zu komisch. Die alte und schlaue Diplomatie der Europäischen Höfe war listiger und weitsehender als Lamartine, sie verstand gleich, mit welcher republikanischen Regierung sie zu thun hatte, sie war erzürnt darüber, daß sie sich für einige Minuten übertölpeln ließ und dem panischen Schrecken unterwarf, sie

rächte sich für ihre feige Schwäche jetzt an den Völkern.

Aber was thaten denn während dieser ganzen Zeit die demokratische Partei und die Socialisten, was für Maßregeln ergriffen sie, als sie sahen, in welche ungeschickten Hände die Regierung fiel und auf welchen gefahrvollen Weg sie Frankreich riß? Man kann nicht sagen, daß die französische Demokratie sich fähig und gewandt gezeigt. Sie versteht nur, sich tapfer zu schlagen, schlau zu conspiriren, heroisch zu sterben und stolz die Ketten des Gefängnisses zu tragen. Dreimal konnte die Demokratie die monarchische Republik besiegen und drei Mal ließ sie sich den Sieg aus Mangel an Organisation und Verständniß entgehen. Die Märtyrer der Zeiten Louis Philipps, Barbes und Blanqui, waren die Häupter zweier mächtiger Club's; Sobrier, Raspail und Cabet hatten ihre eigenen, sie hatten ein gemeinsames Ziel, aber weder Einheit in sich, noch einen gemeinschaftlichen Plan. Barbes und Blanqui befanden sich in offenem Zwiste, der bei der Unverträglichkeit der Charaktere natürlich war; es fanden sich gute Leute, die diesen aufkeimenden Haß immer eifriger schürten und ihre Rechnung dabei fanden, die beiden Coryphäen der Revolution immer mehr und mehr zu entzweien. — Als Barbes und Blanqui von Mont

St. Michel zurückkamen, boten sie Lamartine freundlich die Hand, dem Barbes sich verpflichtet fühlte, weil sein Todesurtheil auf dessen Fürsprache nicht vollstreckt wurde. Der Beistand solcher Männer war für die Republik unbezahlbar, sie brachten ihr nicht nur den Rath erprobter Demokraten, sondern auch die ganze Autorität zu, die sie in ihrer Partei hatten. Es vergingen aber keine 14 Tage, als Beide sich kopfschüttelnd und achselzuckend von der Regierung entfernten. Sie begriffen recht gut, daß man mit solchen Menschen nichts machen konnte, und daß die Revolution durch sie an den Rand des Verderbens gebracht wurde. Ebenso handelte auch Sobrier. Barbes blieb, nachdem er zum Obersten der zwölften Legion und zum Repräsentanten gewählt war, trotzdem, daß er die Regierung verließ, mit vielen ihrer Mitglieder in Verkehr. Vergessen Sie nicht, daß fast alle diese Männer früher mit ihm conspirirt hatten. Er, voller Zutrauen und noch jugendfrisch aus dem Gefängnisse kommend, der Bayard der Demokratie, wie man ihn nennt, hatte wirklich die Schwäche, Vieles nicht zu bemerken, und die ihn umgebenden Menschen wenig zu kennen. Rein und fanatisch der Republik ergeben, glaubte er auch an die Reinheit und Ergebenheit seiner alten Freunde. Er hoffte noch viel von ihnen zu einer Zeit, wo

man sie nur verachten konnte. Seine Beziehungen zur Regierung abbrechend, brach Blanqui sie völlig ab. Er liebte früher keinen einzigen dieser Schwächlinge, jetzt hegte er Haß und Argwohn gegen sie. Blanqui, ein verschlossener, nervöser, finsterer und durch die lange Haft abgezehrter Mensch, schonte in seinen Clubreden jene Männer nicht, er wußte sehr gut, daß die Umstände, in denen die Republik sich befand, unverbesserlich waren, er begriff, daß die Republik nur durch ein Mittel zu retten war: durch die vollständige Zerstörung der alten Staatsformen, zu denen er auch die constitutionelle Republik rechnete. Jedes seiner Worte war eine Anklage der alten Welt und ein Aufruf zu ihrer Bestrafung. Seine krankhafte Energie und sein wirklich revolutionaires Wesen gaben ihm in den Club's und in der Demokratie überhaupt eine außerordentliche Macht. Man liebte ihn weniger als Barbes, aber man gehorchte ihm mehr. Die Regierung war über die Angriffe dieses schonungslosen Menschen bestürzt. Bei jeder Handlung hatte sie den ironischen und argwöhnischen Blick Blanqui's vor Augen, seine Kritik verfolgte sie Tag und Nacht. Alle wünschten, ihn sich vom Halse zu schaffen, darauf arbeiteten sie Alle los, Ledru Rollin und Caussidière voran. Sie suchten ihn zu verdächtigen, indem sie ihn in der Revue retrospective

als einen Verräther darstellten, sie boten Alles auf, daß er sich nicht mit Barbes versöhne.

Im März hatte die Regierung noch nicht die Macht zu arretiren, sie war auf die Verläumdung beschränkt. Blanqui und die Club's erinnerten am 17. März die Regierung, daß die Demokratie von Paris noch 200,000 Mann stark war. Die Bourgeoisie erschrak über diesen berühmten Spaziergang so sehr, daß sie wieder bei Seite ging und einen ganzen Monat lang im Stillen arbeitete. An diesem Tage und in diesem Monate konnte man wunderbare Dinge vollbringen. Menschen, die in Colonnen spazieren gehen können, welche die ganze Länge der Boulevards ausfüllen, vermögen Alles, und sie thaten nichts. Im Gegentheil gab diese Demonstration der provisorischen Regierung nur noch mehr Macht und sie antwortete Tags darauf im Moniteur: „Unter dem Feuer des Kampfes proclamirt, hat die provisorische Regierung gestern eine neue Bekräftigung durch 200,000 Bürger erhalten, die uns mit ihrem Beifall ihre moralische Kraft und souveraine Sanction brachten.“ Nachdem die Regierung in solch höflicher Weise ihrem souverainen Gast gedankt hatte, bereitete sie sich vor, ihn für das nächste Mal mit militairischen Ehren zu empfangen. Die Gelegenheit ergab sich bald —

Durch die Reaction auf's Aeußerste getrieben, veranstalteten die Club's eine Demonstration, um die Regierung an die Erfüllung ihrer Versprechen zu mahnen. Die Arbeiter ihrer Seits, welche der Republik drei Monate Hunger vorausgegeben hatten, sahen bestürzt, daß innerhalb zweier Monate noch gar nichts für sie geschehen war. Kaum versammelten sie sich auf dem Marsfelde, als man von allen Seiten den Rappell schlagen hörte. Die bewaffneten Bürger kamen kampfbereit herbei, die Bannmeile stürzte in alle Barrieren herein. In den Mairien theilte man scharfe Patronen aus und in einigen Stunden waren 100,000 Bayonnette bereit, das Hotel de Ville und das Luxembourg zu beschützen . . . Ledru Rollin hatte an diesem Tage eine schreckliche Verantwortlichkeit auf sich genommen, von ihm ging der Befehl aus, Rappell zu schlagen. Das wissen Alle, aber nicht Alle wissen, daß er die Demonstration hervorgerufen, daß er und Louis Blanc sie heimlich begünstigt hatten. Ich will hier nicht richten, denn ich kenne viele Thatsachen nicht; aber ich bin sehr neugierig zu erfahren, wie z. B. Ledru Rollin und Caussidière alle sie betreffenden Particularitäten des 16. April, 15. Mai und 23. Juni in's Reine bringen würden. Ehe sie das gethan haben, halte ich es für das Beste, ihnen weder Absolution noch Kränze zu

ertheilen. Marrast, der seiner Rolle viel treuer blieb, schlug der Nationalgarde durch die Maire's den Ruf vor: „Nieder mit den Communisten!"; eine höfliche Uebersetzung des Rufes: „Tod den Communisten!", welchen die Beschützer der Ordnung und der That auch hören ließen. Wäre nicht der gutmüthige und edle Greis Courtais Befehlshaber der Nationalgarde gewesen, so wäre sicher an diesem Tage viel Blut geflossen. Ob es gut war, daß es nicht geschah, läßt sich schwer sagen. Der Sieg war diesmal für das Volk noch möglich. Man hatte keine Truppen. So viel Opfer als in den Junitagen konnten nicht fallen — und die Juni-Opfer sind nicht die letzten, davon können Sie überzeugt sein! Das Volk ging finster und grollend nach Hause, die Nationalgardisten begleiteten es voll Haß und Tücke, die zwei Republiken maßen ihre Stärke und sahen sehr gut ein, daß, so wie die Sachen jetzt standen, der Sieg noch unentschieden bleiben konnte. „O der drohenden Zukunft, schrieb an diesem Tage P. Leroux an Cabet, weil von heute an schon zwei Republiken sich gegenüber stehen."

Nach einigen Tagen sammelte man einen Theil der Nationalgarde unter dem Vorwande einer Revue. Bei dieser Revue theilte der General Changarnier, ein bekannter Royalist und Intrigant, der National-

garde mit, daß einige Linienregimenter zur Erleichterung des Dienstes nach Paris kommen würden. Das war eine Anfrage bei den Bourgeois, ob sie nichts gegen das Einrücken der Soldaten in die Stadt haben würden? „Es lebe die Linie!“ schrieen die ersten Legionen, die bekanntlich aus den reichsten und vornehmsten Theilen der Stadt bestanden, und nach einigen Stunden zogen die ersten Soldaten seit dem 24. Februar mit klingendem Spiele in Paris ein. Seit ihrem Einrücken schwebte die Republik unter dem Damoklesschwerte, Cavaignac schnitt den Faden ab, und das von der provisorischen Regiernng aufgehobene Schwert that das Seinige. Changarnier konnte zufrieden sein.

Die Soldaten können Prätorianer-Janitscharen- und Leibgarden-Aufstände machen, aber mit der Volksfreiheit ist ihr Dasein unvereinbar. Die Berufung der Soldaten nach Paris ist eine große Missethat der provisorischen Regierung. Ledru Rollin, der mit derselben Hand seine Bulletins, Circulare und jene Verfügung unterschrieb, gab der Revolution den Gnadenstoß. Die Gewalt corrumpirt oder betäubt.

Die Club's und das Volk waren durch dieses Ereigniß sehr beunruhigt, sie protestirten dagegen. Lamartine suchte sie zu beruhigen, aber die Regierung

war dem Volke schon so entfremdet, daß sie sein Vertrauen nicht mehr besaß. Mit jedem Tage erweiterte sich diese Spaltung mehr und mehr, und doch hatte die Demokratie gar keinen Plan, gar keine Einheit im Handeln und überließ Alles dem Zufall. Die Wahlen wandten sich auf die Seite der Conservativen und Legitimisten, alle nur denkbaren Mittel waren gebraucht, um sie dort zu verfälschen, wo die Bevölkerung republikanisch gesinnt war. Diese Umtriebe brachten die Arbeiter in Limoges, Rouen und Elboeuf zu Aufständen. Vielleicht waren sie vom polizeilichen Standpuncte aus in der Wahl ihrer Gegenmittel nicht leicht zu entschuldigen; aber es gibt eine höhere Gerechtigkeit, welche zu ihren Gunsten spricht. Diese in dem complicirten Netze der Bureaukratie gefangenen Menschen fühlten, daß sie durch einen betrügerischen Formalismus in der Freiheit ihrer Wahl gehindert waren; jedes anderen Mittels beraubt, stürzten sie in das Wahl-Local und warfen die Urnen in's Feuer. Das Volk ist kein Gerichtshof, es kann wirklich nicht immer legal à la Hampden gehen. Dazu muß man erstens Engländer sein und dann ist nicht zu vergessen, daß in England die strenge Gesetzlichkeit keine wesentliche Freiheit giebt, sondern die Regierung und das Volk in Ketten schlägt. Dort kann man in gesetzlicher Weise handeln,

denn man kann im Voraus überzeugt sein, daß die Regierung die gesetzlichen Formen auch nicht überschreitet. Jetzt aber nennen Sie mir eine Regierung in Frankreich, die in den politischen Fragen die Legalität nicht umgangen habe. Wenn sie mit dem Gesetze zu kurz kommt, so zaudert sie nicht lange, sich mit einer Bartholomäusnacht, mit lettres de cachet, mit Septembertagen, mit Fructidorisationen und Deportationen ohne Gericht zu helfen, und der füsilirte Herzog von Enghien gilt gerade so viel als die Hebert'sche „moralische Complicität."

Die französischen Regierungen seit dem 9. Thermidor 1794 glauben gar nicht mehr an ihre eigene Gesetzlichkeit und Dauer. Die Guillotine schwebt ihnen immer vor Augen und sie vertheidigen sich mit allen möglichen Mitteln. Uebrigens bedarf ein Volk auch dieser äußern Legalität bei einem Aufstande nicht, es trägt ja die lebendige Quelle der Gerechtigkeit im gegebenen Momente in sich, es braucht sich nicht nach diesem oder jenem Paragraphen des Code zu richten, denn seine Handlungen sind ja nur die Grundlage der neuen Gesetzgebung. In solchen Zeiten, wie z. B. am 24. Februar, am 15. Mai, fühlt sich wirklich ein Volk souverain und handelt in Folge dieses Bewußtseins. Die abgeschmackten gerichtlichen Verfolgungen der Wahl-Agitationen beweisen, daß

die Republik ein leeres Wort ist. In den nordamerikanischen Staaten gehen die Wahlen fast nie ohne Lärm und Straßenkrawall vorüber; aber Niemand kümmert sich darum, die Regierung verschwindet bei solchen Gelegenheiten beinahe gänzlich, und das ist wirklich ein Zeichen ihrer hohen Ehrlichkeit. In Frankreich hat man gar keinen Begriff von solchen Dingen. An diese Unordnungen und Störungen der öffentlichen Ruhe muß man sich in freien Staaten gewöhnen, denn es ist ja nichts zu machen, und, bei Lichte besehen, sind sie auch gar nicht so gefährlich, als es den Anschein hat. —

In den Casernen, in den Gefängnissen und in den Monarchien überhaupt ist es viel ruhiger, dort ist jedes Lärmen ein Ueberschreiten der Disciplin, eine Beleidigung der Majestät, ein Hochverrath. Es ist nur das Eine in dieser Ruhe unbehaglich, daß der Mensch nicht wissen kann, was man nach einer Viertelstunde mit ihm machen wird, sonst wäre sie ganz angenehm. Unmöglich kann man dem Franzosen die monarchischen Gewohnheiten aus dem Kopfe schlagen. Jeder Franzose ist im Innern seiner Seele ein Polizei-Commissair, er hat eine Schwachheit, eine Leidenschaft für die polizeiliche Gewaltthätigkeit, er liebt die Front und die Disciplin; alles Unabhängige und Individuelle macht ihn rasend, er versteht die

Gleichheit nur als eine Nivellirung und gehorcht der Willkür, der Gewalt, wenn er nur weiß, daß auch alle Andern gehorchen müssen.*) Der Franzose liebt es, zu terrorisiren, deshalb erträgt er den Belagerungszustand so leicht. Da ist etwas revolutionaires und despotisches zusammen. Man muß an all das denken, wenn man vom Schrecken der ersten französischen Revolution spricht, um nicht Alles auf die Personen zu wälzen, was vielmehr auf Rechnung der Nationalität kommt. Sobald nur ein Franzose zur Gewalt gelangt, wird er Unterdrücker. Geben Sie ihm Tressen an den Hut und er wird den einfachen Mann verachten, d. h. den Mann ohne Tressen; er wird verlangen, daß er in ihm die Regierung ehre. Der Moniteur und allerlei Ordonnanzen sprachen zwei Monate nach der Februar-Revolution von den unbewaffneten Straßen-Aufläufen und aufrührerischen Rufen, ohne zu bedenken, wo sich die armen Leute denn sonst versammeln, und warum sie

*) Ledru Rollin sagt in seiner Verfügung an den General Courtais, vor der Revue der National-Garde: »Ich bitte Sie, Herr General, sich zu bemühen, die Officiere des General-Stabs zu bewegen, daß sie durch die Straßen von Paris nicht in gestrecktem Galopp auf- und abreiten, damit es nicht den Anschein habe, als stehe der Feind schon vor den Thoren der Stadt.«

sich nicht versammeln sollten? Sind denn nicht die großen Plätze der Stadt die Salons des Volkes? — Warum soll denn ein Mensch nicht Alles schreien, was er will, wenn es keine persönliche Beleidigung oder eine Unanständigkeit ist? Die guten Republikaner sollten doch noch einmal ihre griechische und römische Geschichte nachlesen.

So standen die Dinge, als die Volksvertreter von allen Enden Frankreichs einzutreffen begannen. Volk und Republikaner sahen, bis an die Ohren erröthend und indignirt, alle diese sonderbaren Figuren der neuen Ankömmlinge, alle diese beschränkten Provinzial-Gesichter, diese geizigen Augen der Proprietaire, diese frühzeitig aus Gewinnsucht gealterten Züge, diese fetten Nasen und Stirnen von Menschen, die ihr Leben lang in kleinen Boutiquen gesessen und jetzt zusammen kamen, um das Schicksal Frankreichs zu begründen und die Republik zu schaffen, und sie brachten dafür keinen anderen Maßstab als die Elle des Kleinhändlers und die Wage des Epiciers. Als ich diese Leute zum ersten Mal in der Constituante sah, erstaunte ich, wie ein Mensch durch die Liebe zum Geiz und zur Ordnung auch äußerlich entwürdigt wird. Und man gab die Zukunft des schönen Landes diesen Männern zu vertreten und man ließ

sie zu. Nun so tragt jetzt die bittern Früchte davon! —

Es ist Frankreichs sonderbares Loos, groß in der Krankheit und schlaff in der Gesundheit, heute erhaben und morgen nichtig zu sein. Allerdings hat es die Kraft, von Zeit zu Zeit den Staub von sich abzuschütteln, und kann nicht lange ruhig bleiben; aber um so mehr muß man sich über seinen Mangel an Beharrlichkeit wundern. Das französische Volk begeistert sich im Augenblick. Da ist es unüberwindlich, da fällt Alles vor ihm nieder, die Bastille und die Tuilerien. —

Man muß nur warten, denn je nach der Größe seines Sieges sinken seine Kräfte, verschwindet seine Energie und trübt sich sein Bewußtsein. Es wird gleichgültig gegen das, wofür es sein Blut vergossen hat. So lange das Heil der Republik und von ganz Frankreich in den neunziger Jahren an einem Haar hing, so lange die Europäische Coalition, die Vendeer, die Priester, der Adel, die Föderalisten, die Prätendenten, die Emigranten, die englischen Guineen es nach allen Seiten hin, von Unten und Oben, von Innen und Außen in einen hartnäckigen Krieg verwickelten, stand Paris und der Convent großartig und aufs Aeußerste gefaßt da. Der be-

siegte Feind hatte nicht einmal die Zeit, auf der Flucht seine Heimath zu erreichen, als die Republik nicht mit jedem Tage, sondern mit jeder Stunde schwächer und schwächer wurde. Nachdem Frankreich Jahrelang fanatisch für die Freiheit gekämpft hatte, fühlte es sich nicht wohl, keine mächtige Regierung zu haben, von Niemanden unterdrückt zu sein. Die monstruose, seelenlose Constitution, vom kalten Abbé Sieyes entworfen und mit Casernen-Varianten des Generals Bonaparte bereichert, wurde vom Volke mit Enthusiasmus begrüßt. Es giebt kein Volk der Welt, das so viel Thaten für seine Emancipation verrichtet hat, und wirklich gibt es ohne Uebertreibung kein Volk, das die Freiheit in allen socialen Verhältnissen, auf offenem Markte wie im eigenen Hause, im Gerichte wie in der Administration so wenig zu realisiren sucht. — Es begnügt sich mit den Worten, und gibt dort, wo es darauf ankommt, die ganze Lebensweise umzugestalten, Proclamationen aus. Die Franzosen sind das abstracteste und religiöseste Volk in Europa. Der Fanatismus des Allgemeinen, des Ideellen geht bei ihnen Hand in Hand mit der Geringschätzung der Individualität; bei ihnen verwandelt sich Alles in Götzendienst und wehe demjenigen, der sich vor dem heutigen Götzen nicht beugt. Ein Franzose, der heroisch

für die Freiheit gekämpft hat, wird nicht das geringste Bedenken tragen, jeden, der eine andere Meinung hat, ins Gefängniß zu werfen. Ludwig XIV. sagte: „Der Staat bin ich.“ Die Liberalen bewiesen das durch die That. Das tyrannische salus populi und das inquisitorische pereat mundus ist übrigens allen politischen Parteien Frankreichs, sowohl Royalisten als Demokraten tief eingeprägt, denn die Franzosen haben keine Ueberzeugung, sondern Religionsdogmen. Man hielt sie für irreligiös, weil sie leichtsinnig, weil sie an das Voltaire'sche Hohngelächter gewöhnt sind, und vergaß, daß neben Voltaire ein Rousseau stand, der durch und durch religiös war, der das christliche Evangelium aus dem Kirchenlatein in die neue Französische, aus der mystischen in die humane Sprache übersetzte. Von dieser letzten Uebersetzung des Evangeliums haben sich die Franzosen durchaus noch nicht befreit. Nehmen Sie George Sand und Pierre Leroux, Michelet oder wen Sie wollen, und Sie werden bei ihnen Allen den christlichen Dualismus, die romantische Uebernatürlichkeit, nur etwas unseren Sitten angepaßt, wiederfinden. Ueberall eine officielle rhetorische Moralität ohne Beziehung zum praktischen Leben, überall Furcht vor allem Reellen und Wahren, das nicht mit dem abstracten Tugendbegriff und der Tra-

dition übereinstimmt. Sie müssen den Uebermuth sehen, mit dem man hier den einzigen freien Menschen, Proudhon, anhört, weil er sich jetzt untersteht, offene und unverschleierte Wahrheiten auszusprechen, die schon vor Jahren in Deutschland bekannt waren. Die Freiheit des Gedankens und des Worts ist bei den Franzosen eher eine edle Laune, als ein wirkliches Bedürfniß. Sie werden vor der Sclaverei nur durch ihre bewegliche Natur, durch ihre Liebe zur Veränderung gerettet. Nachdem sie neun Zehntel all' ihrer Rechte verloren haben, bauen sie wieder Barricaden, bedecken die Straßen mit Leichen, setzen die Welt in Erstaunen, um Alles wieder zu verlieren, als ob Alles, was sie thun, den andern Völkern nur zum Beispiel und Reiz dienen sollte. Dieser jugendliche Leichtsinn, diese politische Gaminerie, voller Muth und Aufbrausens, gefiel den Völkern Europa's lange Zeit, besonders so lange sie selbst nicht wagten, ihren Mund zu öffnen, und nur heimlich mit Paris liebäugelten. Jetzt sind die Völker denn doch etwas herangereift. Schon nach dem 30. Juli 1830 herrschte unter ihnen ein geheimer Groll gegen die Französische Revolution; jetzt nach dem 24. Februar verstummen sie noch bestürzt und ihren Augen nicht trauend; aber diese Betäubung kann nicht lange dauern, sie werden sich von ihr er-

holen und gleichgültig von Frankreich abwenden. Das ist ja die alte Fabel vom lügnerischen Schäfer und dem Wolfe; jemehr sich die übrigen Völker entwickeln, um so weniger werden sie sich von einem Volke hinreißen lassen, das wie die russischen Bauern vor dem Czaren Godunof, im ganzen Jahre einen Tag der Freiheit und 364 Tage der Sclaverei hat.

III.

Paris, im Juni 1849.

Unsere Zeit, meine Freunde, ist schwer, aber voll tiefer Lehren. Das kaum vergangene Jahr hat unsere Erziehung vollendet. Wir kennen unser Lager und unsere Kräfte besser, wir sind ärmer, aber auch der Wahrheit näher. Es wird von Tag zu Tag schwerer, mit uns gemeinsame Sache zu machen. Einer Seits hat sich Alles, was schwach, unbestimmt, gebrechlich und zurück war, von uns losgesagt. Die zwitterartige Politik ist wie der Rationalismus in der Religion, wie der Eklecticismus in der Wissenschaft unmöglich geworden. Anderer Seits sind aufrichtige und ergebene Männer, die ihr ganzes Leben lang für die Revolution gearbeitet haben, stehen geblieben, als sie erschreckt und erstaunt sahen, wohin der Weg führte, den sie schon seit zwanzig Jahren gegangen waren. Unzufrieden mit uns, entfremdet

und Verzweiflung im Herzen bleiben Einige noch aus Ehrgefühl und Gewohnheit auf unserer Seite, Andere verlassen uns und nehmen uns gegenüber eine feindliche Stellung ein, ohne zu begreifen, daß sie auf diese Weise in das Lager ihrer eigenen Feinde einziehen. — Vor zwei Jahren war es wohlfeil, den Revolutionair zu spielen. Es genügte, von der Republik und von der Volkssouverainetät zu sprechen, sich auf die äußerste Linke zu setzen, die Bourgeois der Kammer durch Heraufbeschwörung des Schattens des Convents erblassen, und die Minister wüthend zu machen, indem man sie mit unmöglichen Forderungen verfolgte; doch blieb man bei alledem im Grunde noch der Freund der bestehenden Ordnung. Die Dinge haben sich seitdem wesentlich geändert. Man ist jetzt nicht allein kein Revolutionair, wenn man einige liberale Redensarten zur Schau trägt, sondern selbst dann kein Revolutionair, wenn man Barricaden gebaut und vertheidigt hat. Weder persönlicher Muth noch Charactertüchtigkeit können heut zu Tage einen Mann zum Revolutionair machen, wenn er nicht im Sinne unserer Epoche Revolutionair ist. Die Revolutionaire des 18ten Jahrhunderts waren groß, weil sie begriffen, in welchem Sinne sie revolutionair sein mußten und weil sie in dieser richtigen Erkenntniß ohne Furcht und Schonung auf's Ziel losgingen.

Gegenwärtig im Sinne des Convents revolutionair sein, ist beinahe dasselbe, als wenn man im Jahre 1793 Hugenotte gewesen wäre. Wer nach dem 24. Februar revolutionair sein will, muß Socialist sein. Man kann das nicht oft und laut genug wiederholen, um für immer die Verwirrung unmöglich zu machen, um die Menschen, die sich in unser Lager verirrt haben, zum Rückzug zu bewegen. Im 18. Jahrhundert war es genug, wenn man Republikaner war, um als Revolutionair zu gelten. Aber jetzt kann man ein sehr guter Republikaner und doch der gründlichste Conservative sein. Wenn man aber Socialist ist, so ist es unmöglich, kein Revolutionair zu sein. Kein Mensch ist dazu verpflichtet. Derjenige aber, welcher sich unter das Banner der Revolution stellt, geht damit alle Consequenzen des Princips ein und darf nicht vergessen, daß die Revolution auch verpflichtet. Die Ehre der Wahl steht Jedem frei, aber wer einmal gewählt hat, muß auch zu seiner Partei halten. Glücklicher Weise haben sich Revolution und Conservatismus in den letzten Monaten so sehr von einander entfernt, daß man immer weniger Rhodische Colosse findet, welche die Beine weit genug öffnen könnten, um sich auf beiden Ufern zugleich zu halten, eine Stellung, welche von ernsten und entschiedenen Characteren in der Art

des Herrn Lamartine gern beobachtet wird. Hier ist nichts zu machen, man muß entweder auf dem einen oder dem andern Ufer bleiben.

Derjenige, welcher das geringste Titelchen der christlichen, feudalen oder römischen Welt erhalten will, ist kein Revolutionair; im Gegentheil wird er früh oder spät der Feind der Bewegung werden. Im Grunde seiner Seele schlummert die Reaction und die Umstände werden ihr unausbleiblich entgegenkommen. Die revolutionaire Idee unserer Zeit ist durchaus unverträglich mit der bestehenden europäischen Organisation, beide passen zu einander wie die Habeas-Corpus-Acte zu Japan oder das preußische Landrecht zum alten Griechenland.

Möge kommen, was da wolle, von zwei Dingen ist nur eines möglich: entweder wird die alte europäische Organisation sich halten und dann ist es um die europäische Revolution geschehen; oder der Socialismus wird die Oberhand behalten und dann ist es mit der ganzen politischen, ökonomischen und religiösen Organisation Europa's vorbei. Die Frage wird nicht lange offen bleiben; wir müssen uns zur Wiedergeburt oder zum Absterben, zur neuen Welt oder zur Wiederholung des byzantinischen Reiches vorbereiten. —

Aber wer hat denn die Gränzen gezogen, wer hat denn bestimmt, wo die politische Republik aufhört, um der socialen Platz zu machen? Die politische Republik endigt nicht in der socialen, sie läuft darin aus, die sociale Republik ist nur die Vollendung, die Verwirklichung der politischen, die Gränzen finden sich nur in einem antithetischen Sinne bestimmt — und das ist keine Verwirrung, das ist der gewöhnliche Character alles dessen, was lebendig und wirklich ist. — Wo sind die Gränzen zwischen den Pflanzen und den Thieren, zwischen dem Chemismus und Organismus? Der Unterschied zwischen einer Rose und einem Bären, zwischen der Fibrine und dem Salz ist ungeheuer; aber vergraben Sie sich in die Welt der Zoophyten und Cryptogamen und Sie werden sehen, daß das Thierreich sich mit dem Pflanzenreich vermischt, daß es nichts anderes als seine kaum merkliche, fortgesetzte Entwickelung ist. Sie gelangen zu denselben Resultaten, wenn Sie die chemischen Gährungen und Verbindungen studiren . . . . Der Socialismus setzt voraus und fordert die politische Republik als eine unerläßliche Wegstrecke zu seiner Verwirklichung; die politische Republik, d. h. die Repräsentation ist nichts als der Uebergang von der Monarchie zur socialen Republik. Sie hat nur das Ideal, das Wort, einen Wunsch, sie ist nicht

die Sache, sie repräsentirt die Souverainetät des Volkes, sie ist sie also nicht; sie kann bei guten Grundbedingungen freier als eine constitutionelle Monarchie sein, sie kann aber, so lange sie in der gewöhnlichen Bedeutung blos politisch und repräsentativ bleibt, nie ganz frei sein, d. h. so lange sie die bestehenden Grundlagen der socialen Organisation als unveränderlich annimmt. In dem Augenblick, wo sie ihre Gränzen überschreiten würde, wird sie das, was wir, um uns bestimmt auszudrücken, sociale Republik nennen. Gewöhnlich ist man der Ansicht, daß diese keinen andern Zweck hat, als die Frage des Capitals und der Arbeit zu regeln, als die Menschenfresserei in allen ihren civilisirten Formen abzuschaffen. Das ist ein Irrthum. Die ökonomischen Fragen, so wichtig sie sind, bilden nur den Bestandtheil e n Ganzen von organisirenden und kritischen Ideen, welche nicht allein den Mißbrauch des Eigenthums zu vernichten streben, sondern auch alles Monarchische, Christliche, Feudale und Römische sowohl im öffentlichen als im Privatleben, sowohl in der Regierung als im Bewußtsein und in der Moral zerstören wollen. Mit einer Republik, welche die gouvernementalen Mittel der Monarchie unberührt läßt, läuft man immer Gefahr, unter die

Monarchie zu sinken, unter die Präsidentschaft eines Narren zu fallen, unter den Terrorismus einer verkauften aber souverainen Versammlung, unter die Streiche eines verrätherischen und stupiden Ministeriums. All' dies Unglück ist unmöglich in einer Republik, wo die monarchischen Elemente ausgemerzt sind. Erinnern wir uns zur größern Klarheit des wesentlichen Lebensunterschiedes zwischen dem monarchischen und republikanischen Principe und es wird ein Leichtes sein, dann darüber zu urtheilen, ob die vorübergehenden politischen Republiken wirklich mit dem republikanischen Principe übereinstimmen, wie es die Mitwelt in seinen Tendenzen, seiner Theorie und seinem Streben auffaßt. —

In der Monarchie ist das Volk beherrscht, in der Republik ordnet es selbst seine Angelegenheiten. Der Ausdruck der Monarchie ist der Vater, welcher seine Kinder führt, der Meister, welcher seinen Arbeitern zu thun gibt, der Vormund, welcher seine Mündel beschützt; der Ausdruck der Republik ist die freie Vereinigung der Arbeiter, die Brüderschaft, welche gemeinsame Sache macht und dieselben Rechte und dieselben Rücksichten gegen einander hat. Sie sehen daher, daß die Monarchie sich auf eine geheiligte, unantastbare Autorität stützen muß. Diese Autorität steigt nun die ganze gouvernementale Hierarchie herab

bis zum Volke, und theilt jeder Stufe, jeder Classe eine verhältnißmäßige, souveraine Macht mit. Der Polizei-Commissair ist in einer Monarchie betheiligt an dem geweihten Oele, welches die Stirn des Monarchen salbt. Die Monarchie bedarf religiöser und feierlicher Gebräuche, einer prunkenden Repräsentation, und der königliche Purpur ist ihr so unentbehrlich als dem Priester sein Talar. Die königliche Macht muß überall sichtbar und greifbar sein, sie muß jeden Augenblick dem Unterthanen in's Gedächtniß rufen, daß das Individuum keine Befugnisse gegen sie hat und daß es ihr Gehorsam und die Aufopferung des besten Theils seiner Individualität schuldig ist. Die Vernichtung der Autorität ist die erste unerläßliche Pflicht einer Republik, sie existirt nicht ohne freie Menschen; die Autorität tödtet die Selbstbestimmung der unabhängigen Vernunft. Die Republik braucht keine andern Basen, als die offenbare Nothwendigkeit des Gemeinwohls zu suchen, sie erklärt und entwickelt die natürlichen Bedingungen der freien menschlichen Vereinigung, die so wesentlich, allgemein und begreiflich sind, daß ohne sie jede Gesellschaft unmöglich sein und zusammenstürzen würde. Diese Bedingungen verpflichten, nicht, weil man in einer Republik, sondern in einer Gesellschaft lebt, und weil man sie nicht verwerfen kann, ohne die

Vernunft über den Haufen zu werfen. Die Vernunft befiehlt, die Logik hängt nicht von einer persönlichen Laune ab, und doch gibt es nichts der Autorität Entgegengesetzteres als die Logik. Eine Republik, die mehr als die Annahme dessen was unbestreitbar nothwendig ist forderte, würde aufhören, Republik, zn sein, denn in diesem Falle müßte sie eine Regierung haben, welche Alles leitet und Initiative hat — was gerade den Sinn des monarchischen Princips ausmacht. Die Führung der öffentlichen Angelegenheiten ist außerordentlich leicht und einfach, wenn man nicht die Rechte einer monarchischen Regierung beansprucht und behauptet, welche die Bürger wie Kinder und Schwachköpfe behandelt. Je freier das Individuum, die Gemeinde, die Stadt und die Provinz sind, um so geringer sind die Geschäfte des Staates, drei Viertel der Arbeit, welche heute auf der Regierung lasten, werden sich von selbst machen, ohne daß nur die Central-Verwaltung Kenntniß davon hat. Die monarchische Gewalt nimmt diese Last freiwillig auf ihre Schultern, weil dadurch die Abhängigkeit der Unterthanen bewahrt und befestigt wird. — Die Monarchie ist auf den Dualismus gegründet, die Regierung dürfe niemals mit dem Volke zusammenfallen, sie ist die Vorsehung, das Priesterthum, der schaffende Geist, das Volk ist die passive

Masse, die gelehrige Heerde des guten Hirten. Die Monarchie ist vorzugsweise theokratisch, sie ist stabil durch das göttliche Recht, sie hat stets die Religion beschirmt und die Religion hat sie beschirmt. Ohne die Vorstellung Jehova's und Jupiter's existirt auch keine monarchische Vorstellung, der irdische König setzt den himmlischen voraus, wie der Gottesglaube die Monarchie. Und warum sollen denn nicht die Menschen einem Einzigen gehorchen, wenn die ganze Natur und das ganze Weltall einem Einzigen gehorcht? In der Monarchie wie in der Religion kann es selbst keinen wahren Begriff von der Sittlichkeit geben, der passive Gehorsam hebt mit der Verantwortlichkeit zugleich die Sittlichkeit auf, die Autorität ist die Verneinung aller menschlichen Würde und Selbstständigkeit, so wie der Glaube die Verneinung alles Denkens ist. Der Herrscher ist in einer Monarchie das einzige sittliche Wesen, weil er der einzige Freie ist. Das innere Princip der Republik dagegen ist die Immanenz und nicht der Dualismus, sie hat nichts Höheres und nichts Niederes in sich, ihre Religion ist der Mensch, ihr Gott ist der Mensch und sie hat keine andern Götter. Darum setzt auch die Republik den sittlichen, d. h. den socialen Menschen voraus. Dem freien Menschen wird nirgends befohlen, er ist souverain, aber

die Andern sind auch souverain. Das Nichtvorhandensein jeder höhern Ordnung, jedes Druckes der Autorität ist der Anfang der menschlichen Sittlichkeit, dar Verantwortlichkeit für alle Handlungen. Die Sittlichkeit ist in diesem Falle als die natürliche Form des menschlichen Willens und als die natürliche physiologische Uebereinstimmung zwischen dem Verlangen eines Menschen und der praktischen Welt zu verstehen. Der freche Finger verschwindet, welcher den Weg zeigt, welcher droht und erniedrigt. In dieser Beziehung hat die Republik viel Aehnlichkeit mit der Natur. Man führt diese oft als Beispiel des Gehorsams gegen die Gesetze an, aber man vergißt, daß in der Natur das Gesetz die Ausführung, die Bedingung der Existenz ist, und daß das abstracte Gesetzbuch der Natur nur in der Einbildung der Massen existirt. Das ist noch nicht Alles: überall, wo die Naturerscheinungen die Gesetze überschreiten und sie beschränkeu können, thun sie es, sie benutzen jede sich darbietende Möglichkeit, um die allgemeine Regel zu durchbrechen, und zwar derartig, daß die Natur sich im Zustande der beständigen Empörung gegen ihre Gesetze befindet. Diese Ordnung und diese Freiheit, die Natur mit einem Worte, die sich in der Welt des Bewnßtseins und in der Gesellschaft fortsetzt, ist die Republik. In der Republik wie in der Natur

existirt die Regierung nicht als etwas Imponirendes und Verehrungswürdiges, als etwas von den Wirklichkeiten Unabhängiges oder sie gar Beherrschendes, sondern einzig und allein als ihr Ganzes, als organisches Leben. Die Idee einer Regierung, welche nicht das Volk ist, welche höher steht als dieses und die Aufgabe hat, es zu führen, ist die Idee eines Geistes, der die rohe Materie ebnet und formt, das ist die religiöse und monarchische Abgeschmacktheit, gegen welche die Republik kämpft, das ist Jehovah, das ist der Monarch, der symbolische Repräsentant der Vorsehung auf Erden. Die Republik ist keine Allegorie, sie hat nichts Symbolisches, sie ist die Sache selbst, sie repräsentirt nichts, sie ist der natürliche Organismus des zur Mündigkeit gereiften socialen Lebens. Der Gedanke der Uebertragung der Souverainetät an einige Auserwählte ist durchaus monarchisch und völlig verkehrt. Der freie Mensch kann sich seiner Souverainetät nicht entäußern und nie unter das Joch seines Votum's fallen. Die Repräsentation ist die Heuchelei, die Monarchie unter der Maske der Republik. Diese hat ihre Delegirten, ihre Geschäftsführer, aber sie wählt sich keine Herren, um ihre Souverainität zu repräsentiren, sie wählt sich Diener und gibt ihnen ein imperatives Mandat, ja macht sie für jedes Votum verantwortlich. Die

Gesammtheit der Gewählten ist nie souverain, steht nie über dem Volke. Ueberhaupt gibt es über dem freien Menschen nichts, durchaus nichts, selbst keine versteinerte Constitution, welche in einer heiligen Bundeslade von den schwarzen Leviten des Parkets und den wilden Kschatrias der Kasernen aufbewahrt wird. Das Gouvernement, wenn man einmal diesen Namen brauchen will, ist in einer Republik ein Bureau oder Volks-Comptoir, die Canzlei der öffentlichen Angelegenheiten und nicht wie in einer Monarchie der Zweck der Gesellschaft. Das Regieren wird eine schwere Pflicht, ein Zugeständniß, eine Selbstverläugnung sein; man wird sich den öffentlichen Aemtern aus Nothwendigkeit und Hingebung unterziehen, wie man sich jetzt für einige Jahre dem Militairdienste unterzieht.

Die Monarchie kann nicht ohne eine starke Centralisation bestehen; die Republik hat mit einer Centralisation nichts zu schaffen. Die republikanische Einheit stützt sich auf die gemeinschaftlichen Interessen, auf die gemeinschaftliche Entwickelung, auf die Nationalität, sie ist im Blute, in den Sitten, und wenn sie hier nicht herrscht, so ist auch keine Nothwendigkeit zu einer künstlichen Centralisation, zu einer unnatürlichen Einheit vorhanden. Die verbündeten Theile können sich auflösen, innigere Verwandschaften finden,

andere Verhältnisse oder gar keine neuen anknüpfen. Diese künstlichen Centralisationen führen nie zu etwas, oder bilden vielleicht Preußen oder Oesterreich zufällig eine Nation, eine Einheit?

Diese große Freiheit, dies Vertrauen zum Menschen, das er anstrebt und welches in ihm das republikanische Princip enthält, erregt Furcht, man fürchtet den freien Menschen, hält seine Natur nicht für gut in dem Sinne, welchen man diesem Worte beigelegt hat; aber man vergißt dabei, daß er vor Allem ein politisches Thier ist, daß er den Instinct des socialen Lebens hat, und daß die Opposition gegen die für jede menschliche Existenz nöthigen Bedürfnisse immer eine sehr seltene Ausnahme sein wird. Anstatt Zutrauen zum Menschen zu haben, schlafen wir ruhig, weil wir wissen, daß eine starke Regierung mit ihren Bayonnetten für uns wacht, weil wir glauben, daß die Macht uns vor den Menschen schützt, weil wir wissen, daß die Regierung das Recht hat, sich eines Jeden von uns zu bemächtigen, uns in Ketten zu werfen und uns zu füsiliren, aber sollte dies nicht noch viel triftigerer Grund sein, gar nicht zu schlafen? Man muß einiges Zutrauen zum Menschen wie zur Natur haben, der Gesellschaftstrieb ist ihm eben so natürlich wie der Egoismus; beschränkt seinen Egoismus nicht und er wird lieben, fordert von ihm keine

Tugenden, keine Selbstverläugnung, keine Hingebung, laßt ihn frei und ruhig, erschreckt ihn nicht jeden Augenblick mit Ansprüchen der Gesellschaft und er wird ihr geben, was ihr gehört.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik der Republik und der Monarchie frage ich Sie jetzt als ehrliche Männer, die mit mir über das republikanische Princip übereinstimmen, wo denn die politische Republik die Mittel finden wird, sich zu verwirklichen, ohne jedoch zur socialen überzugehen? —

Alles, was die politische Republik hat geben können, hat sie den nordamerikanischen Staaten gegeben, die wirklich eine Republik sind, und nicht eine bittere Ironie wie die französische Republik, wo die persönliche Freiheit nicht existirt, wo das Vereinigungsrecht unterdrückt ist, wo die Polizei allmächtiger ist als in der Türkei, wo man endlich ganze Ladungen von Menschen in die Gefängnisse wirft, um sie einige Monate nachher mit dem Wunsche: Auf Wiedersehen! vor die Thür zn werfen. In den vereignigten Staaten finden wir eine große Verwirklichung der politischen Theorien, die sich in Europa während des 18ten Jahrhunderts ausgebildet haben. Das Individuum ist so frei, als es in einer politischen, aufrichtigen Republik nur sein kann. Die Regierung hängt von der öffentlichen Meinung ab. Man kennt bei-

nahe nicht die Landplage der Bureaukratie, man hat keine geheime Polizei, man verabscheut die Uniform und das Soldatenspielen, man ist reich an Ländereien und Geld und trotz alledem sagte neulich Herr Brisbane, ein ehrenwerther Bürger der vereinigten Staaten, öffentlich in Paris: „Eine Republik, die wie die unserige auf die bekannten Basen der politischen europäischen Gesellschaft gegründet ist, kann nichts für die arbeitenden Classen thun, sie kann, ohne das Leben ihrer Grundlage zu überschreiten, den Menschen nicht die von uns erstrebte Gleichheit geben." Ich theile vollkommen die Ansicht des Herrn Brisbane. Die politische Republik ist nur eine vorübergehende Form, eine Einführung, eine Vorbereitung. Sobald man sie für das Endziel nimmt, fällt sie, wie in Frankreich in den Monarchismus zurück, bleibt stehen, oder wird unfruchtbar wie in der Schweiz. Die Republik von 1793 war die kämpfende Republik und der Convent begriff seinen Beruf so gut, daß er befahl, die Statue der Freiheit und der Menschenrechte zu verschleiern. Als man aber einem Kampfe, einer Revolution Bestand und Gesetzlichkeit verleihen wollte, fiel man unter das Joch des Consulats, des Kaiserreichs. Der wahre Fortschritt war nach 1793 auf Seiten Baboeuf's, dieses absurden C. Gracchus der neuen Welt, und die vollständige Reaction auf Seiten

Napoleons, dieses bourgeoisen Carl's des Großen, welcher den schmachvollsten, jemals existirenden socialen Zustand befestigte.

Die gesellschaftliche Entwickelung ist ohne republikanische Form unmöglich, es ist also immer ein großer Schritt gewonnen, wenn diese erlangt ist. Es ist aber sonderbar, wenn man dann stehen bleibt, ebenso sonderbar, als hartnäckig am Protestantismus festzuhalten, nachdem man sich einmal vom Katholicismus losgemacht, oder bei der Geldherrschaft stehen zu bleiben, nachdem man einmal die feudale Leibeigenschaft abgeschafft hat. Glauben Sie nicht, daß ich hier den Reformatoren und Revolutionairen vergangener Zeiten undankbare Vorwürfe machen will, nicht im Mindesten; nein, ich mache hier nur den Pseudo-Revolutionairen der Gegenwart einen Vorwnrf. Im Jahre 1789 war das bloße Wort Republik schon ein unermeßlicher Fortschritt, die Republik war die frohe Botschaft, welche der Menschheit die Revolution ankündigte, die Republik erhob sich am leuchtenden und sonnigen Horizonte, sie erschien, wie einst den Christen das Reich Gottes, als die Erfüllung aller menschlichen Wünsche, sie war die Religion, die revolutionaire Idee ihrer Zeit. Weder das von den Aposteln geträumte Reich Gottes noch die von den Jakobinern geträumte Republik konnten sich verwirklichen, und

der fanatische Glaube an diese Verwirklichung hat ihre Macht und Majestät geschaffen. Die Ereignisse sind nur dann groß, wenn sie mit den höchsten Bestrebungen ihrer Zeit zusammenfallen; die Menschen werfen sich dann mit ihrer ganzen Kraft und Energie auf die Vollendung des Werkes, ihre Thätigkeit reibt sie auf, begeistert sie, sie vergessen Alles, was jenseits der Sphäre liegt, die sie fortgerissen hat. Mögen wir auch zum zwanzigsten Mal die Ereignisse der ersten Revolution lesen, immer wieder klopft unser Herz, und immer wieder ist unsere Seele bewegt, wir stehen unter der Gewalt dieser düstern, männlichen und thatkräftigen Größe. Darum prägen sich dem Gedächtnisse eines Jeden von uns auf immer die Namen dieser riesigen Individualitäten, diese plastischen Ereignisse, selbst die Worte ein, welche von diesen Männern ausgesprochen wurden, die Antwort von Mirabeau, die Einnahme der Bastille, der 10. August, Danton, Robespierre, der 21. Januar und alle diese Riesen des bürgerlichen und kriegerischen Muthes. Und zu gleicher Zeit fangen wir an, die kurzsichtigen Schwächlinge zu vergessen, welche sich am 24. Februar in den Vordergrund zu drängen wagten, die Löwen der provisorischen Regierung und der Constituante. Diese Menschen schritten langsam vor, sie erschraken vor den Consequenzen, sie waren

von einem unruhigen Vorgefühl durchzittert, sie sahen, daß noch etwas Anderes am Himmel aufstieg, sie begriffen aber dies Etwas nicht und wollten es aufhalten, sie wollten dem Rad der Geschichte den Hemmschuh anlegen. Diese Menschen von so wenig Glauben waren unserer Zeit gegenüber keine Revolutionaire und sie haben die Revolution zu Grunde gerichtet, sowohl Louis Blanc der socialistische, als Lamartine, der politische Dillettant. —

„Alle Welt hält Louis Blanc für einen Ultrasocialisten, und Sie behaupten, daß er nur Dillettant sei? Die Socialisten verständigen sich über nichts, der Grund davon ist einfach der, daß der Socialismus nie bestimmt und klar seine Principien aufgestellt und keine festgesetzten Dogmen hat; er ist aus einem Dutzend vagen, sich widersprechenden Doktrinen zusammengesetzt.“ Aber wissen Sie wohl, welche Lehren sich so gut formuliren und in dem stillen Zimmer ausarbeiten? Das sind die Maximen, die Lehren, die sich nie verwirklichen, das ist die platonische Republik, die Morussche Atlantis, das christliche Reich Gottes. Doch ich irre, das Reich Gottes war schon viel unbestimmter und die Entwickelung des Christenthums liefert uns ein herrliches Beispiel für die Art und Weise, wie sich die socialen Umwandlungen verwirklichen. War vielleicht die Organisation

der Kirche und der katholischen Welt im Evangelium vorbereitet? Keineswegs, das Evangelium war nur eine hohe Abstraction und eine Negation der bestehenden, vielleicht noch höhern Ordnung; erst nach einem vierhundertjährigen Kampfe gelangten die Christen dazu, sich auf dem Concil zu Nicäa zu verständigen. Die großen Revolutionen werden nie nach einem im Voraus fix und fertigen Programme durchgeführt. Das ist das Bewußtsein dessen, was man nicht will. Der Kampf ist die wahre Geburt der gesellschaftlichen Wiedergeburten; durch den Kampf und den Vergleich werden die allgemeinen und abstracten Ideen, die unklaren Bestrebungen zu Einrichtungen, Gesetzen und Sitten. Die Embryogenie alles Lebenden ist lang und verwickelt, der Foetus geht durch verschiedene ungestalte und befremdende Zustände, seine Entwickelung ist keine abstracte Wissenschaft, sondern Wirklichkeit, die Entwickelung eines Saamenkornes und eine beständige Vermittlung mit den Gegensätzen. Als der Socialismus noch ärmer an Inhalt, allgemeiner und seiner Wiege noch näher war, formulirte er sich mit viel größerer Leichtigkeit und erschien unter einer religiösen Form, in welcher jede große Idee in ihrer Kindheit auftritt; er hatte damals seine Gläubigen, seine Fanatiker, seine äußeren Zeichen — das war der St. Simonismus. Der Socialismus erschien

darauf in der Gestalt einer rationellen Doktrin, das war seine Periode der Metaphysik und abstracten Wissenschaft, er construirte die Gesellschaft à priori, er machte eine sociale Algebra, psychologische Berechnungen, schuf für Alles Rahmen, formulirte Alles, und überließ nichts mehr der Entdeckung der künftigen Menschen, denen er die Einreihung in ein Phanlasterium anwies. Bald kam die Zeit, wo der Socialismus in die Massen herabstieg und als Leidenschaft, als Rache, als wilde Protestation, als Nemesis erschien. Kaum hörten die Arbeiter, welche die himmelschreiende Ungerechtigkeit der bestehenden Unordnung niederdrückte, von ferne die Worte der Sympathie, kaum sahen sie die Mörgenröthe des ihnen Erlösung verheißenden Tages, so übersetzten sie die socialen Lehren in eine andere, viel rohere Sprache, sie machten den Communismus daraus, die Lehre von der gezwungenen Eigenthumsentäußerung, die Lehre, welche das Individuum durch die Gemeinschaft aufhebt, welche an den Despotismus gränzt, indem sie vom Hunger emancipirt. Heut zu Tage redet Niemand vom St. Simonismus, vom Fourierismus oder Communismus. Alle diese Systeme und Lehren und noch viele andere haben sich vor der starken Stimme der Kritik und Negation gebeugt, welche Nichts im Voraus beurtheilte oder systematisirte, welche aber

zur Vernichtung alles dessen aufrief, was die gesellschaftliche Regeneration verhindert und die Abgeschmackheit und Heuchelei alles dessen aufdeckte, was durch die Freunde der Ordnung aufrecht erhalten wird. Ich will die Solidarität nicht in Abrede stellen, welche uns nothwendigerweise an unsere Ueberlieferung knüpft, nein gewiß nicht, denn warum soll der Mensch seine Jugendträume verachten? Die vorhergehenden Formen waren zu kindlich, enthielten die Wahrheit nur in einseitiger Auffassung, aber darum waren die Lehren doch nichts weniger als falsch. Derselbe große Gedanke, der eine ganze Welt in seinem Keime enthält, durchzieht alle socialen Doktrinen, ohne selbst den fortgeschrittensten Communismus auszunehmen. Diesen Lehren haben wir es zu danken, daß man einzusehen anfängt, daß man nicht mit dem Abhaspeln der alten politischen Maschine zur Rettung der Welt gelangen wird; von ihnen geht der große Ruf aus nach der Rehabilitation des Fleisches, nach dem Aufhören der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen; in ihnen hat man zum ersten Male die Leidenschaften des Menschen anerkannt und den Versuch gemacht, sie zu benutzen und nicht zu unterdrücken. Die Solidarität indessen, die ich annehme, will nicht sagen, daß ich jeden Gedanken, jede Phrase,

die Details, die ganze Organisation jeder für sich betrachteten Lehre verantworte.

Die Einen wollen nun in dem Socialismus nur die närrischen Details sehen, in welche einige der ersten Socialisten gerathen sind, hingerissen und geblendet von der Schönheit der Ideen. Mehr Propheten als Organisateure, blieben sie wahr in ihren vagen Bestrebungen und verkamen in ihrer Anwendung und in ihren Consequenzen. Das leugnet Niemand. Aber Sie haben gut wiederholen, daß die geschichtliche Entwickelung eine fortlaufende Metamorphose ist, in welcher jede neue Form geeigneter ist, als die vorhergehende, die Wahrheit zu enthalten; man ladet uns die Ueberschwenglichkeiten des Vaters Enfantin, alle Maßlosigkeiten Fourriers und alle Fehler der Ikarier auf. Die Andern dagegen fragen verwundert und ironisch, was denn mit Ausnahme des Wortes selbst im Socialismus Neues sei; sie finden, daß der Socialismus nur die Entwickelung und Fortsetzung der politischen Oeconomie und beschuldigen ihn des Undanks und Plagiats. Denn war nicht das Ideal von J. B. Say, wie er selbst sagt, das Nicht-Regieren? Ja. Allerdings ist der Socialismus die Verwirklichung des Ideals der National-Oeconomie. Die politische Oeconomie ist die Frage, der Socialismus ihre Lösung. Die politische Oeconomie ist die

Beobachtung, die Beschreibung, die Statistik, die Geschichte der Erzeugung und Bewegung, der Circulation der Reichthümer. Der Socialismus ist die Philosophie, die Organisation und die Wissenschaft. Die politische Oeconomie gibt die Materialien und die Documente, sie macht die Untersuchung — der Socialismus spricht das Urtheil. Die politische Oeconomie constatirt die natürliche Thatsache des Reichthums und des Elends — der Socialismus zerstört es nicht als historisches Factum, sondern als nothwendige Thatsache, hebt alle Schranken, alle Dämme auf, welche die Circulation hindern, macht das Eigenthum flüssig, hebt also mit einem Worte Reichthum und Elend auf. Selbst aus diesem Antagonismus ersieht man, daß der Socialismus in inniger Beziehung zur National-Oeconomie steht. Das ist die Analyse und Synthese eines und desselben Gedankens. Hierin liegt aber nichts Wunderbares. Seit in der Welt Doctrinen, Religionen, Systeme, seit eine geistige Bewegung existirte, hatte jede neue Lehre ihre Wurzel in einer vergangenen, sie mag sie immerhin negiren, so bleibt sie doch ihr Stützpunkt, ihr Boden, und selbst, wenn sie ihre Mutter verleugnet, ihre Tochter. Auf diese Weise ging das Judenthum in das Christenthum über, auf diese Weise lebte das Christenthum selbst in der Ethik Rousseau's fort,

welche der deistischen und philanthropischen Moral des Jahrhunderts als Grundlage dient; auf diese Weise findet sich Hegel in seinem Keime schon in Spinoza und Kant, Feuerbach in Hegel. Jede ueue, umgestaltende Idee beunruhigt schon, ehe sie sich als Lehre formuliren kann, die Geister und drängt sich dem Bewußtsein auf; bei dem Einen erscheint sie als praktische Inspiration, beim Andern als Zweifel, beim Dritten als Gefühl. Plötzlich findet diese neue Idee ihr Wort und die bisherige Morgendämmerung verschwindet vor der Sonne, die Essäer, die Therapeuten werden bei der Erscheinung Christi vergessen, weil Christus der wahre *λόγος προφορικος* war. Aus dem schöpferischen Puncte, aus welchem sich die neue Religion organisirt, wird Evangelium, aus den fragmentarischen Ideen der Kirche, aus der unstäten und sehnsüchtigen Gährung, so zu sagen, der Befruchtungs-Act. Nun wohlan! Hat wohl je ein Mensch Christus für einen Plagiator der Essäer oder selbst der Neu-Platoniker gehalten?

Die socialen Ideen treten, wenn man will, gleichzeitig nicht allein mit der politischen Oeconomie auf, sondern selbst mit der allgemeinen Geschichte. Jeder Protest gegen die ungerechte Vertheilung der Arbeitsmittel, gegen den Wucher, gegen den Mißbrauch des Eigenthums — ist Socialismus. Das Evangelium

und die Apostel — um hier nur von der neuen Welt zu reden — predigen Communismus. Campanella, Thomas Münzer, die Wiedertäufer, theilweise die Mönche, die Quäker, die mährischen Brüder, der größere Theil der russischen Schismatiker sind Socialisten. Aber der Socialismus als Lehre, als Politik und als Revolution datirt erst seit den Julitagen von 1830. Die Geschichte kann sich für die frühern Bestrebungen interessiren, sie kann die Chroniken der Scandinavier durchblättern, um zu beweisen, daß die Normannen schon im 12. Jahrhundert Amerika kannten; — für uns, für das wirkliche Leben hat immer Columbus zuerst Amerika entdeckt. Diese frühzeitigen Bemühungen sprechen nur für den Reichthum und die Fülle der menschlichen Natur, welche schon über Dinge träumt und denkt, welche sich erst in einigen Jahrhunderten verwirklichen können.

Ist übrigens der Socialismus jetzt nicht wie zu den Zeiten Campanella's noch zn früh und zur Unzeit erschienen? Ich bewahrte diese Bemerkung für den Nachtisch auf. Alle ausschließlich politischen Menschen, die gerade nicht erklärte Feinde des Socialismus sind, meinen, daß er zu früh gekommen sei. Sie sagen, daß er ohne die Kraft seiner eigenen Verwirklichung in sich zu tragen die politische Revolution gelähmt, und ihr nicht die erforderliche Zeit gegönnt habe, um

die Republik zu begründen, um die demokratischen Einrichtungen zu vollenden und endigen. Die Männer, welche derartige Einwendungen machen, sind mittelmäßige Geschichtskenner und schlechte Psychologen, denn sie wähnen, daß die Geschichte in der Art jener Küchen-Oeconomie verfahre, die keinen neuen Käskuchen anfängt, als bis der angeschnittene verzehrt ist. Aber die Geschichte wie die Natur wirft sich nach allen Richtungen hin und erkennt nur die Unmöglichkeit als Grenze an. Doch das ist noch nicht Alles. Die politischen Menschen haben nichts zu beendigen, nichts einzurichten, denn sie sind bei einer Grenze angekommen, nach deren Ueberschreitung sie mit vollen Segeln in den Socialismus einlaufen. Wenn sie sich aufhalten, so sind sie im Gegentheil dazu verurtheilt, sich in einem Ideenkreise zu drehen und zu wenden, der freilich zur Zeit der Berufung der Generalstaaten neu war, aber jetzt jedem vierzehnjährigen Kinde bekannt ist. Betrachten Sie die französische Constitution von 48 und zeigen Sie mir nur einen neuen Gedanken, eine originelle Entwickelung, einen wirklichen Fortschritt; nehmen Sie die Sitzungen der Constituante. — Außerhalb ihrer vier Wände die dringendsten Fragen, die zerstörendsten Zweifel, die schrecklichsten Lösungen — innerhalb derselben das ewige eintönige Wiederkäuen der fade-

sten und ausgehöhltesten constitutionellen Theorieen von dem Gleichgewicht der Gewalten, von den Befugnissen des Präsidenten, von der unfruchtbaren Gesetzgebung, die sich auf den abgeschmackten Code Napoleon stützt. Sie werden mir vielleicht Proudhon, Pierre Leroux, Considerant anführen .... aber die sind ja selbst Fremdlinge, welche sich in diese boötische Versammlung verirrt haben, und ihre Worte werden jedesmal mit einem Schrei der Indignation von den Gesetzgebern bedeckt. „Ja, aber doch die Montagne!“ Aber was wollte die Montagne des Herrn Ledru Rollin denn? Die Freiheit! Aber was ist die Freiheit? Und wie kann ein Mensch in einer Gesellschaft frei sein, die wie die französische organisirt ist, welche Garantien bieten die Montagnards für die persönliche Freiheit gegen den Staat und seine Gewalt, wie wollen sie die Unverträglichkeit aller französischen Institutionen mit der individuellen Freiheit aufheben, ohne jene selbst zu zerstören? Sie können nichts antworten; ein unbestimmtes Gefühl, eine sehr edle Sympathie für die Freiheit läßt sie handeln, sie sehen sehr gut ein, daß diese Republik abscheulich ist — aber sie kennen nicht das geringste Heilmittel. Sie sagen, daß ihre Republik noch nicht verwirklicht ist. Das ist allerdings richtig, hat seinen Grund aber darin, daß sie nicht verwirklicht werden kann. Mögen sie immer-

hin die wahre Freiheit wünschen, und die Ersten sein, welche das salus populi suprema lex proclamiren, mögen sie immerhin die Gleichheit wollen, so wagen sie es doch nicht, an die Exploitation der duldenden und armen Majorität durch eine reiche und unterdrückende Minorität zu rühren. Nein, wir dürfen uns nicht täuschen. Die Zeit der liberalen Politiker ist vorbei, sie haben nichts zu thun oder zu sagen. Der Socialismus hatte nach dem 24. Februar das volle Recht, sein Banner aufzupflanzen. Ich will hier gar nicht einmal von der befremdenden Anmaßung reden, welche dem menschlichen Gedanken dasselbe vorschreiben will, was Hamlet seinem Herzen sagte: „Warte, warte, schlage noch nicht, ich mögte erst wissen, was Horatio dazu sagt;“ als wenn der Gedanke keine Thatsache wäre, wie alle übrigen, eine reelle, völlig autonomische Thatsache, welche ihre geschichtliche Rechtfertigung und Zeitrechnung hat. Glauben Sie vielleicht, daß das Pariser Volk sich für das Bankett des zwölften Arrondissements auf den Straßen geschlagen hätte, oder vielleicht dafür, daß es sich eine verabscheuungswürdige Republik statt einer verabscheuungswürdigen Monarchie erkämpfte? Das Volk ging geraden Schrittes auf eine sociale Republik los; aber als es sich noch einmal verrathen sah, versuchte es am 15. Mai die Versammlung auf-

zulösen, und als ihm das nicht glückte, lieferte es seine große Junischlacht. Das Volk begriff endlich sein unbestreitbares Recht, seine meineidigen Deputirten zum Teufel zu jagen und schloß mit dieser Erkenntniß das Zeitalter der repräsentativen Fiktion, welche Napoleon nach dem Frieden von Campo Formio der Welt ankündigte. Das Volk wollte nichts von dieser Bastard-Republik wissen, durch deren heuchlerische Züge schon die Deportationen die hohen Gerichtshöfe, der Belagerungszustand, Cavaignac, Bonaparte und alle Leiden hervorbrachen, welche uns diese stupide und lächerliche Wirthschaft zeigt. — Das Volk ist besiegt worden! — Aber wer hat denn triumphirt? Vielleicht die Republik? Nein, sie geht alle Tage mehr rückwärts, man bedauert sie selbst nicht, die Erhaltung einer solchen Republik hat für das Volk kein Interesse mehr. Das Volk, welches seine Repräsentanten am 24. Juni vergeblich auf den Barrikaden suchte, hat sich ermüdet und ekelnd von dem politischen Schauplatz zurückgezogen, und die Montagne rief es vor einigen Tagen vergebens, es stieg diesmal nicht auf die Straßen herab, um Politik zu machen.

Jetzt, nachdem der Socialismus besiegt und die Republik faktisch untergegangen ist, wird sie auch bald dem Namen nach zu Grunde gehen. Was

haben die politischen Republikaner denn eigentlich aus ihrem Siege gemacht, als sie Meister waren und Alles in Händen hatten, was zu einem starken Gouvernement nöthig war, von den drei, vier Polizeien an bis zu dem Henker? Sie hatten nur den tapfern Meuchelmördern par métier zu befehlen, welche im Namen der Ehre ihrer Fahne, Schwestern und Eltern mordeten, sie hatten eine ungeheure Majorität von Bourgeois-Repräsentanten und von Richtern, welche verurtheilten, und mit alle dem kamen sie, — risum teneatis! — bei einem Louis Napoleon an. Was that denn dieser brave, tüchtige Mann, bei dem sie anlangten, mit seinen 6,000,000 Stimmen, mit allen Schwachköpfen aus den Zeiten des Kaiserreichs, mit allen begeisterten Knechten des Onkels, die sich nicht darüber trösten konnten, während eines Zeitraums von fünfunddreißig Jahren den Schimpf einer Soldatenwirthschaft verloren zu haben? Der Zustand Frankreichs verschlimmert sich von Tag zu Tage, eine schwierige Lage ist durch eine noch schwierigere ersetzt. Die Maschine geht nicht, das Vertrauen kehrt nicht zurück, die Arbeit nimmt ab, der Handel lebt nicht wieder auf, die Armuth vergrößert sich und in der Ferne sieht man die drohende Wolke eines allgemeinen Bankerotts aufsteigen. Die Regierung eines Bonaparte stützt sich auf eine legitimistische

Kammer, und diese beiden Gewalten halten sich, wie zwei Betrunkene, welche nicht fallen, weil sie einander stoßen. Alle Aufmerksamkeit des Gouvernements läuft in dem einzigen Bestreben aus, sich zu halten, seine Stellung auszubeuten, nicht um etwas zu thun, sondern um auf seinem Platze zu bleiben. Die äußere Politik ist diesem edlen Ziele untergeordnet, die innere Politik in einem solchen Zustande der Zerrüttung, daß man von den Präfecten nur eine ministerielle Propaganda, die Vernichtung alles dessen, was republikanisch, und Polizeispionsdienste verlangt. Bei den Gerichten verurtheilt man nur die politischen Ansichten der Angeklagten, welcher Art auch die Anschuldigung sei, man berücksichtigt nicht die Beweisstücke, sondern nur die von Herrn Carlier eingesandten Polizei-Acten und die moralische Jury spricht ihr Verdict nach dem Wunsche des Prokurators aus.

Die Generale sind im Zustande der offenen Revolte, wie Bugeaud und Changarnier es bewiesen haben. Fügen Sie zu dem allen noch den Schrecken, den die Polizei verbreitet, und das Nichtvorhandensein des Schutzes für die Personen, so haben Sie die französische Republik. Hier ist die Gränze der gesellschaftlichen Unordnung, die vollständige Zersetzung eines politischen Körpers. Regierung und Börse haben eine einzige Hoffnung: Kanonen und Bajonnette,

Blut und Blut — das Volk hat ebenfalls nur eine einzige Hoffnung: Aufstand und Barrikaden, Blut und Blut. Dies Chaos, diese Unfähigkeit, etwas zu organisiren, ist das sicherste Anzeichen für die Unmöglichkeit, die alte Ordnung der Dinge fortzusetzen. Glauben Sie nicht, daß es in Frankreich an fähigen Staatsmännern fehlte. Als man deren bedurfte, mangelten sie nicht. Man fand damals Richelieu, Cambon, Carnot, Mirabeau, Danton, Robespierre, Bonaparte. Aber darum handelt es sich jetzt nicht. Was würden heut zu Tage Chatam oder Peel in Paris anfangen? Das Beste, was sie thun könnten, wäre möglichst bald ihre Entlassung einzureichen. Weder die Könige noch die Minister, noch die Kammern können etwas thun; der Geist hat diese Spitzen des Social-Körpers verlassen; ihr Beruf ist niedriger geworden, sie sind auf die kleine Polizei und auf die Erhaltung der Ueberreste der Gewalt zurückgeführt. —

Wir sind aus Gewohnheit entrüstet, wenn wir alle diese zahllosen Abgeschmacktheiten der ausübenden Gewalt und all diese unbillig erlassenen Gesetze sehen. Was macht es im Grunde, ob man ein Gesetz votirt oder nicht? Wenn diese Gesetze uns bisweilen treffen, so geschieht es nicht deshalb, weil sie Gesetze, sondern weil wir schwach sind. Wir haben noch viel zu viel

Vertrauen zu den Regierungen und den National-Versammlungen. Ihre unfruchtbare Schwachköpfigkeit, ihre schamlose Thorheit sind völlig geeignet, unsere Vorurtheile mit der Wurzel auszurotten, die sich noch an die religiöse Erziehung halten, laut deren wir alle guten Dinge von Oben erwarten müssen.

Dies Chaos, diese sociale Auflösung beschränkt sich aber nicht blos auf Frankreich. In Europa sinkt alles mit einer fiberhaften Geschwindigkeit, geht unter und nähert sich einem drohenden Abhange, Alles brennt und verzehrt sich, Religion, Moral, Wissenschaft, Kunst, Politik, Ueberlieferung, Altes und Neues. Ein einziges Jahr hat für Frankreich hingereicht, um den Traum einer politischen Republik bis in seine kleinsten Theile auszuträumen, und genügte für Deutschland, alle andern Regierungsformen abzunutzen. Die Theorieen, die noch vor Kurzem kühn waren, werden blaß; die Verbannten, die Flüchtlinge kehren sehr häufig in ihr Vaterland als Conservative zurück, ohne ihre Ansichten gewechselt zu haben, manche durch ihren Radicalismus so bekannte Namen stellen sich auf die Seite der Ordnung, d. h. der Polizei. Und zu gleicher Zeit wird die Revolution reactionair und die Reaction revolutionair. Die Regierungen können keine Ministerien bilden, die Völker keine Repräsentanten wählen, deren Eine oder Andere

schon nach wenigen Tagen durch unerwartete Verwickelungen, durch neue Umstände, durch die Forderungen der öffentlichen Meinung übersprungen sind. Die Regierungsgewalt erhält sich nur durch Gewaltthätigkeiten aufrecht, stützt sich nur auf die Furcht der Besitzenden und die Dummheit der Soldaten. Die Legalität ist unmöglich und ohne Legalität gibt es nichts Beständiges. Die öffentliche Macht herrscht nicht, sie kämpft und hält, indem sie einen Abgrund vor sich sieht, krampfhaft den Zügel fest, den sie in ihrem eigenen Interesse nachlassen sollte .... Der alte Feind der Gewalt, die Bourgeoisie, hat sich auf ihre Seite gestellt und ihr als Mitgift all den Haß zugebracht, den das Volk gegen sie hegt, das von ihr zu jeder Zeit in der Fabrik, im Pfluge, im Gerichte und in der Werkstatt verfolgte Volk, das Volk, in dessen Seele die communistischen Ideen glühen. Die Boutiquen- und Advokaten-Bourgeoisie ist zu geizig, um nur eins ihrer Rechte und Monopole aufzugeben und hat sich mit der Monarchie verbunden, um nun mit ihr im Bunde dem Bankerott entgegenzueilen, um eines schönen Morgens den Tiger zu wecken, der noch schläft. Ja, das Volk ist Tiger — und das ist das Gesetz der Wiedervergeltung; noch einmal das ist die Nemesis, das ist die Züchtigung, welche als eine logische Consequenz erscheint, das ist die Sühne!

Und welche Sühne! — Denken Sie an die Blindheit der Gewalt und an die Hartherzigkeit der Bourgeoisie und an Alles, was sich in der wilden und gepreßten Brust des Mannes aus dem Volke concentrirt! —

Wird der verbrauchte, europäische Organismus eine ähnliche Krisis aushalten können, wird er die Kraft zu seiner Wiedergeburt finden? Wer kann es wissen? Europa ist sehr alt, es hat nicht Kraft genug, um sich zur Höhe seines eigenen Gedankens aufschwingen zu können, es hat nicht Haltung genug, um seinen eigenen Willen auszuführen. Europa hat übrigens nach einer langen Laufbahn das Recht, ohne Schande aus dem großen Strome der Geschichte zu treten. Es hat einst tapfer gekämpft, und wenn es jetzt fällt, so geht es wenigstens unter mit seinen Wunden auf der Brust und im Rücken. Seine Vergangenheit ist reich, es hat viel gelebt, und was die Zukunft betrifft, so kann es auf der einen Seite Amerika oder auf der andern die slavische Welt zu seinem Erben einsetzen. —

Gercen, Aleksandr Ivanovič,

Briefe aus Italien und Frankreich (1848 - 1849)

Hamburg 1850